

ISSN 0259-7446

€ 4,80

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

& zeit

**Thema:
Feministische Diskurse**

**What's the Problem
(represented to be)?**

Nach der Dekonstruktion

**The rediscovery of the
"Self" in Iranian Weblogs**

Karrieren trotz Barrieren?

Gender statt Feminismus?

RAWA – und die Medien

4/2006

Jahrgang 21

medien & zeit

Inhalt

Approaches to Gender Mainstreaming: What's the Problem (represented to be)?	4
Carol Bacchi	
Nach der Dekonstruktion Technowissenschaftlicher Antiesentialismus als Herausforderung feministischen Denkens	15
Susanne Lettow	
Performance in everyday life and The rediscovery of the "Self" in Iranian Weblogs	23
Masserat Amir-Ebrahimi	
Karrieren trotz Barrieren?	32
Carina Sulzer	
Gender statt Feminismus? Über Begriffe und Wirkungszusammenhänge. Ein Versuch.	50
Susanne Dermutz	
RAWA – und die Medien	63
Bettina Müller	
Rezensionen	69

Impressum

Medieninhaber.

Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, A-1180 Wien, Postfach 442
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Vorstand des AHK:

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitz (Obmann),
a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann-Stv.),
Mag. Gaby Falböck (Obmann-Stellvertreterin),
Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer),
Mag. Fritz Randl (Geschäftsführer-Stv.),
Christian Schwarzenegger (Schriftführer),
Dr. Erich Vogl (Schriftführer-Stv.),
Mag. Marion Linger (Kassier),
Dr. Norbert P. Feldinger (Kassier-Stv.)

Redaktion:

Carina Sulzer

Lektorat:

Carina Sulzer

Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),
Dr. Markus Behmer (München),
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

Druck:

Buch- und Offsetdruckerei Fischer,
1010 Wien, Dominikanerbastei 10

Erscheinungsweise:

Medien & Zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): € 4,80
Doppelheft (exkl. Versand): € 9,60

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 17,60
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 24,00

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 12,80
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 19,20

Info und Bestellung unter abo@medienundzeit.at

Bestellung an:

Medien & Zeit, A-1180 Wien, Postfach 442
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Editorial

Das letzte Heft des Jahrgangs 2006 wendet sich feministischen Diskursen zu. Damit ist der titelgebende Schwerpunkt Themen gewidmet, die etwas abseits der gewohnten Blattlinie liegen. Diskurs meint immer schon etwas anderes als Diskussion. In dieser kommt das Sagbare zur Sprache, während im Diskurs das Verschwiegene, die Auslassung, das Ungehörte und das im ursprünglichen Sinn gemeinte Ungehörte mitschwingt. „*Where are the silences?*“ wird auf einer der nachfolgenden Seiten gefragt. Nicht von ungefähr kommend haben wir die hohe Konjunktur des Begriffs „Diskurs“ Michel Foucault zu verdanken, dem Philosophen, der mit seiner die sozialen Ausgrenzungs- und Ausschlussmechanismen erforschenden *archéologie* die historische Disziplin nachhaltig erschütterte. Nach Foucault bedarf die herrschende Ordnung der Präsenz des Anderen, des Devianten, des zu Disziplinierenden, um solche Mechanismen erst auszubilden. Feministinnen sehen in der patriarchalen Ordnung nicht nur die Ursache der ausgrenzenden Diskriminierung von Frauen, sondern auch den Entwurf der Frau als das radikal Andere. Aber auch innerhalb der gegenwärtigen dritten Welle des Feminismus selbst – in der viele Feministinnen nur mehr schwache Ausläufer der vorangegangenen Wellen sehen – stoßen wir auf Auslassungen und Ungehörtes.

Die in diesem Heft versammelten Autorinnen, so verschieden in ihren Anliegen und Ansätzen sie sein mögen, eint die gemeinsame Klammer einer gewissen Distanz zu (de-)konstruktivistischen Positionen, wiederum der Haltung Foucaults nicht unähnlich, der in der Schule des Dekonstruktivismus eine ahistorische *laissez-faire*-Attitüde erblickte, die (nicht nur) er für gefährlich hielt.

„*What’s the problem represented to be?*“ fragt Carol Bacchi, australische Historikerin und Politologin, im ersten Beitrag und stellt damit zugleich den von ihr entwickelten gleichnamigen Ansatz vor, der eine qualitative Methode zur Analyse von politischen Maßnahmen wie dem Gender Mainstreaming bezeichnet. Dabei untersucht der „*What’s the problem represented to be?*“-Ansatz nicht nur die Art und Weise, wie (z.B.) die beruflichen Probleme der Frauen im jeweiligen Pro-

gramm repräsentiert werden, sondern auch, welche unterschwelligen Vorannahmen darin enthalten sind und welche Auswirkungen durch die spezifische Repräsentation des Problems zu erwarten sind. In diesem Zusammenhang plädiert Bacchi für eine Betrachtungsweise, die *Gender* nicht als kulturellen Aspekt versteht, der Menschen in eine binäre Geschlechterlogik zwingt, sondern als einen in Machtbeziehungen eingebetteten politischen Prozess. Wobei festzuhalten ist, dass ihr Ansatz über feministische Belange hinausreicht und auf viele Formen der Problem-Repräsentation anwendbar ist.

Eine explizite Auseinandersetzung mit (de-)konstruktivistischen Positionen folgt im nächsten Beitrag, in dem die deutsche Philosophin Susanne Lettow die Debatte um Essentialismus bzw. Antiessentialismus mit Blick auf die neuen Biotechnologien analysiert und eine unbehagliche Nähe zwischen diesen einerseits und den Positionen einflussreicher postmoderner Denker wie Derrida, Lyotard, Guattari und Deleuze andererseits konstatiert. Besonders die Informationstheorie und die Kybernetik, mit ihren Funktionen der Regelung, Steuerung und Kontrolle, waren von prägendem Einfluss auf die französischen Philosophen, die ihrerseits auch das gesellschaftskritische Denken über Geschlechterverhältnisse beeinflussten.

Die internationale Perspektive, die im vorliegenden Heft angestrebt wurde, erfährt durch den Aufsatz der iranischen Soziologin Masserat Amir-Ebrahimi enorme Bereicherung. Ihre Darstellung der identitätsbildenden Funktion, die systemkritische Weblogs für iranische Frauen und Jugendliche haben, führt uns eine Innensicht der iranischen Gesellschaft vor Augen, die durch die eingefügten Interview-Passagen zusätzlich angereichert wird. Erkennbar wird, dass es weniger um das Erfinden neuer virtueller Identitäten geht, sondern, nach Amir-Ebrahimi, um das Wieder-Auffinden des eigenen Selbst, das ein Ventil gefunden hat in einer Umwelt, in der Individuen sich zum Tragen von Masken gezwungen sehen.

Karrieren mit Barrieren heißt mein eigener Beitrag über die Bildungs- und Karriereverläufe von

Frauen im österreichischen Literaturbetrieb und in der Filmbranche. Er geht auf eine einjährige Studie zurück, die ich mit zwei Assistentinnen (Maria Malle und Rabea Weiser) am Wiener Institut Mediacult durchgeführt habe. Neben einer durchaus empirischen Ausrichtung, in Form der Erhebung des quantitativen Frauen-Anteils im Bildungswesen, den beruflichen Positionen, aber auch unter PreisträgerInnen und Bestsellern, sowie der Erhebung der Veränderung der Daten über einen Zeitraum von zehn Jahren hinweg, wurden auch 21 Interviews mit erfolgreichen Frauen und Männern durchgeführt. Im Mittelpunkt des Interesses standen Frauen in Führungs- bzw. Managementpositionen, wobei deutlich wurde, dass auch erfolgreiche Frauen mit Ausgrenzungs- und Ausschlussmechanismen zu kämpfen haben.

[In den letzten beiden Aufsätzen verschärft sich die feministische Gangart, hin zu jenen *hard issues*, die aus der weichgespülten Gender Perspektive betrachtet als radikal gelten können.

Die Bildungswissenschaftlerin Susanne Dermutz, österreichische Feministinnen nicht ganz unbekannt, unterzieht die Trennung von Sex und Geschlecht einer tiefgreifenden Kritik und verweist, ähnlich wie Susanne Lettow, auf die Nähe solcher Subjektkonzeptionen zu neoliberalen Flexibilitätsanforderungen. Doch während Lettow ihr Thema auf der philosophischen Ebene entwirft, spricht Dermutz vom Standpunkt der feministischen Theorie aus.

Der Beitrag von Bettina Müller schließlich ist mit den härtesten unter den *hard issues* befasst, der massiven Gewalterfahrung der afghanischen Frauen und den Medienstrategien der feministischen Organisation RAWA (*Revolutionary Association of Women of Afghanistan*), die mittels schockierender Videoaufnahmen von einer Hinrichtung vor wenigen Jahren die Welt auf das Leid der afghanischen Frauen aufmerksam gemacht hat. Persönliches Engagement in der Konfrontation mit dem Extremen wird in ihrem Text spürbar.]

CARINA SULZER

Approaches to Gender Mainstreaming: What's the Problem (represented to be)?

Carol Bacchi

Gender mainstreaming is the term used increasingly in Europe, in some other countries and in major international organizations, such as the ILO and the World Bank, to describe a new approach to achieving 'gender equality'. Its appearance in Australia is more recent. I refer here to the identification of mainstreaming by Pru Goward (2004), Australia's Federal Sex Discrimination Commissioner, as the Howard Liberal Government's preferred approach to gender equity.¹ Forms of gender analysis, systematic procedures to detect gender bias in policies, are offered as methods to achieve mainstreaming.

Theoretically gender mainstreaming and gender analysis reflect a commitment to institutionalise gender equality concerns throughout the whole organization, instead of leaving these matters to specialist 'equal opportunity' units, which tend to be marginalised from decision-making. The argument here is that isolating gender equity from the 'mainstream' business of an organization has meant that women have been encouraged to adopt existing organizational norms and practices, instead of making organizations women-friendly. According to Teresa Rees (1998: 41) a shift to mainstreaming means that 'the transformation of institutions becomes the agenda, rather than the continuing attempt to improve women's access and performance within organizations and their hierarchies as they are.'

However, there is increasing concern in a number of quarters that mainstreaming does not necessarily deliver on its promise. In some cases those very units dedicated to pursuing 'equal opportunity' have been disbanded on the grounds that they are no longer needed, since 'gender' is now 'mainstreamed'. This same rationale has been used in some cases to attack women-specific measures, including positive/affirmative action. When this

is put together with the under-resourcing of the mainstreaming agenda and its low profile in organizations, it is unsurprising that some commentators conclude, with Eleanor Ramsay (1995: 7), that 'the compelling logic of the mainstreaming argument, that equity matters should become everyone's responsibility in the organization has distracted attention from the result, whether intended or not, that there is a danger that it will become nobody's'.

The uncertainty surrounding the outcomes of the reform has led to a debate about the reasons for its rapid adoption in many states and organisations. On the one side True and Mintrom (2001) see the proliferation of mainstreaming initiatives as due to intense feminist lobbying, while on the other side some authors, like Bridgette Young (2000), consider mainstreaming popular in part due to the fit between the way in which mainstreaming understands equality and neo-liberal objectives. I tend to inhabit a middle ground in this debate, describing the meaning of mainstreaming as contested (Bacchi and Eveline 2003). This position, that in some contexts mainstreaming can be useful in advancing a change agenda while in others it can serve as a rationale for undermining equity, means that we require a method for decoding mainstreaming proposals, for assessing their potential uses and possible dangers. To this end I suggest applying an approach I call 'What's the problem (represented to be)?' to mainstreaming agendas. In this paper I

- * introduce a 'what's the problem represented to be?' approach to policy;
- * apply the method to some examples of mainstreaming policy, showing how we can use the approach to identify problematic presuppositions in some mainstreaming reform recommendations;
- * suggest that a 'what's the problem represented

¹ The reform approach in Australia doubtless has a longer heritage than this. Australia's Women's Budget Program (1984-1996) is often identified as a precursor to gender analysis. The language of mainstreaming appeared in some Australian universities in the 1990s (Bacchi 2001), while AusAid (1998) referred to gender analysis as part of social analysis as early as 1998. Significantly, the Liberal

Government's new direction in Indigenous policy is also being called 'mainstreaming'. This has involved the abolition of ATSIC, a national democratically elected body of Indigenous leaders, and handing over funding programs to be handled by mainstream departments (Kemp, 2005: 29). This example illustrates a central theme in this paper – the contentious nature of mainstreaming initiatives.

to be?' approach makes it possible to move past 'the project trap' and that it is feasible to include the approach as part of mainstreaming programs;

- * draw attention to the broader relevance of a 'what's the problem represented to be?' approach to policy.

What's the Problem (represented to be)?: an introduction

To understand a What's the Problem (represented to be)? approach to policy it is useful to compare it with more conventional understandings of policy development. To this end consider Meredith Edwards' (2004, emphasis added) description of the policy-making process: 'public policy *addresses* societal problems and is about what governments do, why they do it and what difference it makes.' The term 'addresses' in this quote reflects what I call a *reactive* understanding of government processes. It is based on the assumption that governments react to fixed and identifiable social 'problems', and do their best to solve them. By contrast I (1999) develop a quite different view – that governments, and indeed all of us, *give a particular shape* to social 'problems' in the ways in which we speak about them and in the proposals we advance to 'address' them. Governments in this understanding are active in the *creation* of particular ways of understanding issues. I call competing understandings of social issues 'problem representations' and argue that it is crucially important to identify competing problem representations because they constitute a form of political intervention with a range of effects.

When I say that governments are active in the creation of problem representations, I am not necessarily implying intentionality, though there are certainly times when issues are deliberately represented in particular ways to win votes or to advance other political agendas. The processes of problem representation, however, go deeper than intentionality. Rather than attempting to decode how political agents frame an issue for political purposes, the goal of a What's the Problem (represented to be)? approach is to probe the deep conceptual underpinnings of problem representations. These lodge at two levels, which I identify as what is represented to be the *concern* and what is represented to be the *cause* of the problem. Presuppositions about causes can often be 'read off'

from specific policy proposals. That is, what someone says they will do about something often indicates what they believe needs to change and hence what they believe to be the cause of a problem. To analyse *concerns* it is necessary to broaden the analysis to include wider policy debates.

Consider, for example, Michael Shapiro's (1992) analysis of an Australian government investigation to discover why Aborigines have a high infant mortality rate. The Report's conclusion blamed 'the semi-nomadic life of some of the aborigines'. Here the problem is represented to be the Aborigines' way of life and the solution, by implication, was for them to alter their life-style (to 'settle down'). Consider, by contrast, a suggestion that the medical system adjust its delivery facilities to keep up with Aboriginal migration. Here the problem becomes the mode of delivery of the medical system and this is what must change. Clearly, one of these options – changing the medical system – is more costly than the other – instructing Aborigines to modify their way of life. A What's the Problem (represented to be)? approach is useful in this instance because it draws attention to the politics of funding, hidden in language that made the conclusion in the Report appear self-evident. In addition, the suggestion that Aborigines ought to change their life-style is based on deep cultural presuppositions about desirable modes of life. A What's the Problem (represented to be)? approach has as its main goal bringing such silences in problematizations into the open for discussion and debate. Hence, it widens the agenda and sensitises participants to the often-neglected implications of specific problem representations.

A What's the Problem (represented to be)? approach to policy is therefore a method for exposing the meaning-creation involved in policy analysis and policy design. By challenging the view that governments simply 'respond' to 'problems' that exist 'out there', it draws attention to the ways in which particular issues are given a shape, which in turn affects what will be done, or not done. The point here is that particular ways of talking about a 'problem' and particular policy 'responses' will determine which issues get raised and which issues will not be discussed. Consider for example the dominant focus on 'problem gamblers' in Australia currently. The press is filled with stories about people squandering their family's resources because of their obsession with, often described as their addiction to, gambling.

The recommended policy ‘response’ is increased resources for counselling ‘problem gamblers’. Both the policy ‘response’ and the policy debate construct the individual gambler as the problem, neglecting the deep structural factors, such as economic pressure, that often lead to gambling, and the perverse dependence of government budgets on gambling-related tax dollars. As in the example of Indigenous health above, representing ‘problem gamblers’ as ‘the problem’, as pathological, has important political effects – keeping change within narrow limits, protecting specific interests, and stigmatizing those constructed as responsible for the problem.

From this example it is clear that problem representations necessarily involve implications about who or what is responsible for the ‘problem’. In many areas today, as in the examples above, it is common for individuals to be blamed for any ill effects in their lives. For example, Gillian Fulcher (1989) argues that the discourse surrounding education policy and disability construes disabled children as the ‘problem’, distracting attention from the disabling structures that surround them. She also notes that representing the disabled as the ‘problem’ allows government ‘responses’ to be seen as benevolent, generous and compassionate, reinforcing existing power relations.

In addition, problem representations that target specific individuals or groups (e.g. ‘the disabled’, ‘problem gamblers’) as the ‘problem’ often affect how those who are targeted feel both about themselves and about the possibility for change. For example in the *Politics of Affirmative Action* (1996; see also Bacchi 2004) I show how the dominant understanding of affirmative action as ‘preferential treatment’ of the ‘disadvantaged’ tends to alienate affirmative action ‘targets’ from the reform – no one in Western societies likes to appear a supplicant. The way in which the ‘problem’ is discursively constructed, therefore, produces political subjects unlikely to support the reform, reinforcing the political status quo. This example illustrates how problem representations are forms of political intervention.

By this I do not mean that political actors deliberately describe affirmative action as ‘preferential treatment’ in order to undermine its potential to make meaningful change. The process is clearly more complex than this since many supporters of substantive equality also refer to affirmative/positive action as ‘preferential treatment’. As I (2004) describe it, a general acceptance of equal oppor-

tunity principles underpins the representation of affirmative action as ‘preferential treatment’. We are talking here about deep conceptual schema (or discourses) that influence the parameters of change.

Because problem representations have important political effects, as just described, it is necessary to identify and to scrutinize them. To assist in this task, a What’s the Problem (represented to be)? approach considers the following questions (Bacchi 1999):

1. What is the problem (of domestic violence, pay equity, gambling, Indigenous health, etc.) represented to be in a specific policy debate and/or in a specific policy proposal?
2. What presuppositions or assumptions underlie the identified problem representation/s?
3. What effects are produced by this representation of the problem? What is likely to change with this representation of the ‘problem’? What is likely to stay the same? Who is likely to benefit from this representation of the ‘problem’?
4. How are subjects constituted within this problem representation? Who is held responsible for the ‘problem’? What effects follow from this attribution of responsibility?
5. What is left unproblematic in this problem representation? Where are the silences?
6. How would ‘responses’ differ if the ‘problem’ were thought about or represented differently? (Here it is useful to think about shifts in representations of the ‘problem’ across time or across cultures.)

Applying a ‘What’s the Problem represented to be?’ approach to Gender Mainstreaming Programs

To evaluate critically mainstreaming programs, it is recommended to apply the set of questions in a What’s the Problem (represented to be)? approach to specific reform proposals that make up the mainstreaming program under scrutiny. Most often mainstreaming programs include some form of gender analysis, though different terms are often adopted, such as ‘gender proofing’, ‘gender-based analysis’ or ‘gender impact assessment’. Often mainstreaming programs include additional reforms such as ‘gender sensitization’ programs (see Bishop-Sambrook 2000) and/or proposals to increase women’s representation in positions of authority. Asking

‘what’s the problem represented to be?’ in each of these cases offers insights into the possibilities and limitations of specific policy recommendations. As we shall see, different understandings of the problem are reflected in different meanings of key concepts such as ‘gender’ and ‘equality’.

I begin with a comparison of two contrasting frameworks for gender analysis, ‘gender proofing’ in Ireland and ‘gender impact assessment’ in The Netherlands, to illustrate the kinds of insights a ‘what’s the problem represented to be?’ approach can offer. Later, I apply the approach to a few specific proposals found within mainstreaming programs to supplement this analysis.

The Irish *Gender Proofing Handbook* (Crawley and O’Meara 2002: 24) offers the following comments on the kinds of changes necessary to achieve ‘gender equality’:

- a) Women may not have the confidence to set up in business. Unless proactive measures are taken to address the lack of previous experience and/or confidence for women, they are unlikely to be in a position to avail of the workspace. Men are more likely, on the basis of previous experience, to avail of workspace.
- b) There is a need for childcare in the centre or immediate areas to make it accessible to women.
- c) Without transport women are less likely to avail of the workspace. ...
- e) Women may not have the confidence/skills to seek business loans.

These policy recommendations represent the problem to be deficiencies within women (their ‘lack’ of confidence), and caring responsibilities, which need to be reduced through childcare, in order to allow women to participate to a greater extent in paid labour. While there are occasional references to structures as ‘biased in favour of men, by treating their experience as the norm’ (Polverari and Fitzgerald 2002a: 5), in general the emphasis is upon facilitating women’s access to *existing* work structures. This is in marked contrast to Teresa Rees’ (1998: 41) claim that mainstreaming necessarily produces institutional transformation.

What we have identified here is a fairly common representation of the ‘problem’ of women’s inequality. Indeed it is the dominant understanding in Western industrialized countries and has been so since the 1960s. The argument is that

equality means equal access to existing institutions and work structures. This argument lies behind anti-discrimination law and equal employment policies. The surprise perhaps is that this rather conventional representation of the problem goes under the name of ‘gender mainstreaming’ which is supposed to be a *new* approach to equality issues. Applying a ‘what’s the problem represented to be?’ approach helps us to see that mainstreaming agendas take on particular shapes that need to be identified. In this instance gender mainstreaming in Ireland means mainstreaming ‘equal opportunities’.

Clearly context is relevant here. Problem representations reflect specific contexts. The widely accepted conviction that Ireland must develop industrially helps explain the emphasis on fitting women into existing work structures. Nonetheless, scrutinizing this agenda allows us to see how this representation of the problem allows mainstreaming to be congruent with neo-liberal free market agendas. Integrating women into existing work structures suits the focus on productivity and the priority placed on market relations.

This rather straight-forward analysis of specific proposals needs to be supplemented by deeper reflection on the conceptual premises underpinning these proposals and what follows from them. As one example, it is important to ask – how is ‘gender’ understood in these proposals?

The definitional section of the Irish *Gender Proofing Handbook* (Crawley and O’Meara 2002: 6) offers a fairly common distinction between ‘biological’ sex and ‘cultural’ gender differences. Again, this is an understanding linked to equal opportunity models that stress that women’s abilities have been judged falsely because of stereotypes and that these ‘cultural’ stereotypes need to be overthrown because *some* women (it is argued) can be *like* men. Without diminishing the significance of this challenge, it is relevant to ask what does not get problematized in this understanding of the problem. In this instance it becomes very difficult to put in question the masculine norms of the workplaces to which women are demanding access.

Significantly the Irish mainstreaming agenda also portrays itself as gender neutral. The *Gender Proofing Handbook* (Crawley and O’Meara 2002: 8-9) states explicitly that ‘gender proofing’ is ‘premised on recognition that inequalities exist

which can and do discriminate against either sex'. As exemplars the *Handbook* highlights the need for 'more emphasis' on men's health and men's right to paternity leave entitlements. Social services are characterized as 'geared towards women' with 'no alternative or complementary supports for men'. While on the one hand these comments might be interpreted as part of a strategic framing exercise (Verloo 2003), these views are tied to an understanding of the problem as *identifiable statistical differences in the experiences of women and men*, 'differences' that must be 'evened out'. The language of 'differences' dominates Irish mainstreaming documents, as it does other important mainstreaming initiatives, for example in Canada (Status of Women Canada 1998) and New Zealand (MWA 1996). The suggestion that identified statistical differences are the 'problem' tends to create 'women' and 'men' as fixed and separate categories, neglecting the power relations between and within them.

Recognizing 'gender differences' can be considered an important step forward in understandings of equality, since it marks an advance on the dominant model of 'equal treatment' enshrined in anti-discrimination law. At the same time, however, it is important to draw attention to the limitations of a 'differences' approach. The impression left with this kind of analysis is that the problem is *inherent differences* that need to be *accommodated*, rather than systemic factors that produce some 'differences' as disadvantages and others as advantages (Eveline 1994). As Baden and Goetz (1997: 3) point out, such explanations tend to 'strip away the political content of information on women's interests and reduce it to a set of needs or gaps, amenable to administrative decisions about the allocation of resources. Women are separated out as the central problem and isolated from the context of social and gender relations.'

In 'difference' models of gender analysis, like the Irish one, the role of policy is described as identifying and evening out discrepancies in resources or in access to jobs between the categories of 'women' and 'men', without any attempt to understand the role of policy in creating and/or reinforcing those 'differences'. The appeal of such models of explanation is obvious. Measuring and balancing out 'differences' in impact fits easily into common technocratic political processes, making the approach easy to 'sell'. In fact, in some instances gender analysis processes look

very much like a form of marketing research. For example, the Ministry for Women's Affairs (MWA 2001) in New Zealand encourages private sector employers to take up gender analysis because it enables them 'to tap into women's markets': 'Gender analysis improves opportunities for increased sales, innovation, niche marketing and extra productivity'. Such an analysis fits readily the market-driven premises of neo-liberalism.

Gender analysis in The Netherlands offers useful points of contrast with the dominant model analysed above. In the Dutch approach, called EER (translated as Emancipation Impact Assessment), the problem is explicitly identified, not as 'differences' between men and women, but as 'unequal power relations between women and men'. Three structures are identified as central to the operation of those unequal relations – the gendered division of labour, the organization of intimacy and the organization of citizenship – and two processes are described as pivotal to their reproduction – the distribution of resources and the operation of rules (interpretations or norms) about or connected to gender (Verloo and Roggeband 1996; Verloo 2001). The Dutch approach also includes criteria as the normative ground for assessing whether a situation is to be judged positively or negatively: equality, autonomy and plurality/diversity.

In contrast to Irish 'gender proofing' the Dutch 'gender relations' approach understands 'gender', not as a characteristic of people or as a cultural cloak to be removed, but as a political process, a 'constellation of ideas and social practices that are historically situated and that mutually construct multiple systems of oppression' (Hill Collins 1999: 263). The focus in The Netherlands, therefore, shifts from gender as 'differences' attached to fixed categories of women and men to the 'rules and practices of different institutions' that construct gender 'as a relationship of inequality' (Kabeer 1994: 84), with the state identified as a key institution in this regard. In this model policy is recognized as a *gendering* process rather than as a 'response' to assumed static 'differences' between women and men.

The focus on practices that construct gender directs attention to the problematic devaluation of unpaid labour in many productivity initiatives and to aspects of women's and men's private lives, including violence, that reinforce asymmetrical power relations. Men enter the analysis, not as a

statistical category to be set in comparison with 'women', but as 'gendered beings', whose behaviours need to change when these behaviours reinforce asymmetrical power relations. This understanding of the problem is potentially transformative since it puts in question the masculine norms that characterise mainstream institutional practices. Shifting the focus from 'gender' as a part of people to gender as political process also creates the opportunity to examine the impact of gendered assumptions on the maintenance of hierarchical social relations beyond those between 'men' and 'women', a project of pressing concern for contemporary feminism. This form of analysis displays what Patricia Hill Collins (1999: 263) describes as a 'logic of intersectionality'.

The conclusion that some mainstreaming approaches are more transformative than others is hardly new. Jahan (1995) captures this insight in her distinction between 'integrationist' mainstreaming and 'agenda-setting' mainstreaming. The increasing tendency in mainstreaming documents to specify that mainstreaming should address women's 'strategic needs' (in some places 'strategic interests') (see OECD 2001 in Lansky 2001; CIDA 1999: 14) as well as their 'practical needs' indicates an attempt to move beyond analyses that see the goal of mainstreaming as 'evening out' identifiable 'differences' between 'women' and 'men'. Insisting that strategic goals need to be set conveys the message that it is inadequate simply to deal with the 'realities' (or 'differences') in women's lives; rather, there is a need to change those 'realities', to offer women new and different lives.

Longwe (1995 in March et al. 1999: 2) makes an important corrective here with her insight that the dualism 'practical/strategic' can be drawn too sharply. She notes that every *practical* intervention has an effect on power relations, whether this is intended or not, and hence a strategic effect. If this is the case, does this mean that it is counter-productive to criticize some mainstreaming approaches or even to draw distinctions among them, since any change is a good thing? I think not. My suggestion is that a 'What's the Problem (represented to be)?' approach helps to identify and isolate aspects of mainstreaming agendas that need to be debated and even rethought. It prompts mainstreaming proponents to examine closely their recommendations for change, pointing out how some reflect rather than critically scrutinize gendered cultural assumptions and

gendered institutional rules. I suggest that we need this kind of *reflexive* scrutiny to identify why some mainstreaming approaches prove popular with neoliberal regimes.

Three additional examples of mainstreaming proposals that fail to interrogate gendered assumptions and rules follow.

*Bishop-Sambrook (2000) offers detailed charts of the kinds of measures included in the 'logical framework' for mainstreaming at Makerere University in Uganda. 'Gender sensitization' appears often in the summary of recommendations. Without denigrating the importance of such measures, it is important to note that they construct the problem as attitudinal, as individual prejudice or cultural misunderstanding, ignoring institutional and structural discrimination.

*Another specified mainstreaming activity in Bishop-Sambrook is to increase the number of women 'in senior academic and administrative posts, based on merit.' Again, while the goal of increasing the numbers of senior women is laudable, the endorsement of merit as a measuring stick of quality ignores the many feminist contributions that indicate the strong links between conventional notions of merit and gendered roles and expectations. As just one example, if it is held to be meritorious to leave one's family for extended periods of time and to spend long hours at work, fewer women than men are likely to get hired or promoted given the current division of domestic duties. Therefore, this conception of merit will make it difficult to challenge the current privileging of career over family in employment policy. It follows that appointment by 'merit' needs to be interrogated rather than simply endorsed.

*The *Guide to Gender Impact Assessment* produced by the European Commission (1998: 11) recommends that promoting male participation in the 'care sector' will offer 'new job opportunities for unskilled and semi-skilled men'. This proposal accepts uncritically a conventional and gendered characterisation of caring work.

In the above cases culture is taken as a given, as an explanation of women's inequality, rather than as something that can be contested and changed. By way of contrast Lena Gonas (2002) offers a gender impact assessment that illustrates the limitations of this kind of analysis. In her assessment of

a Swedish wage subsidy scheme to increase the possibilities for handicapped people to get employment in the open labour market Gonas reveals that the 'gendered structure of the labour market and the wage differences were given as conditions for the policies, not something to change through the employment policies.' In addition, she finds that the existence and nature of part-time as compared to full-time work were considered 'exogenous' to the analysis of the problem. Here Gonas draws attention to the need to broaden the understanding of the 'problem' in order to create real and meaningful change.

A What's the Problem (represented to be)? approach offers a systematic method to help identify the kinds of insights Gonas offers. As illustrated in the section above, it can be used to identify limitations in some mainstreaming agendas. By asking how 'responses' would differ if the 'problem' were represented differently it also opens up opportunities to rethink change agendas. Of necessity this procedure will provoke intense debate among feminists since there is no ready agreement about what equality means or how to achieve it. Moreover, as some will be keen to point out, feminists operate within existing historical and cultural contexts. Hence, they do not have the luxury of, for example, challenging well-entrenched meanings of merit or of demanding a radical rethinking of the relationship between paid labour and domestic responsibilities. In the current climate, it will be suggested, interventions that exploit consumerist and choice rhetoric, such as the New Zealand identification of 'niche marketing' as a means of gaining converts to mainstreaming, make good strategic sense. While I do not deny the necessity of such strategic framing, I make the case that feminist reformers need to engage in the kind of reflexive analysis prompted by a What's the Problem (represented to be)? approach so that they can work carefully within constraints to frame problems in ways that maximize gains and minimize losses.

Escaping the 'Project Trap'

The next step is to ask – what can we do to prevent gender mainstreaming from being co-opted by neo-liberal regimes? A key point here is that methods of gender analysis need to be able to scrutinize fundamental terms of reference in policies, both those that exist and those under consideration. That is, feminist reformers need to find a way outside of the 'project trap'. In the next

section I elaborate this particular challenge and how a 'what's the problem represented to be?' approach can be useful.

A number of authors have identified as an important constraint on gender analysis processes their subservience to wider policy objectives. According to March *et al.* (1999: 9) the key distinction between gender analysis frameworks is whether or not they remain 'narrowly applicable to programmes and projects', or whether they are able 'to broaden out and apply to the social organisational contexts.' These authors are particularly sensitive to drawbacks in models that 'are designed not so much to create more balanced gender relations, but to allocate new resources in such a way as to increase the efficiency of the project or programme' (1999: 49). They call this 'the project trap'. That is, so long as mainstreaming is conceived of as a procedure simply to 'vet' or to 'proof' *designated* policies for uneven impacts on women and men, it becomes difficult to analyse the gender biases inherent in the proposal itself, in the way in which it constructs the problem. As Mieke Verloo (2001: 19) says, 'the potential of gender analysis can only be realized when the EER can be fundamentally critical about the way policy proposals construct problems.' Incorporating a What's the Problem (represented to be)? approach into EER, I suggest, creates the opening for this level of critique.

In the following examples I show how neo-liberal policies can survive the scrutiny of mainstreaming programs that simply facilitate policy implementation while evening out 'impacts'. I also suggest the ways in which a What's the Problem (represented to be)? approach helps to move analysis beyond the 'project trap', putting neo-liberal premises in question.

* The World Bank's (2002: 5 fn 3) 'Case for Mainstreaming Gender' has as a goal a 'less rigid or extreme gender-based division of labour' in order to increase 'female productive capital, which has important pro-growth effects.' Given this objective and an understanding of mainstreaming as vetting policy proposals for uneven effects, it is difficult to point to the underlying privileging of paid labour in this proposal. A What's the Problem (represented to be)? approach would clearly identify the fact that this objective sees the problem as the limits imposed on productivity by caring responsibilities, an objective grounded in gender bias. It would

therefore raise questions about the essential role of caring responsibilities and how to include these in policy interventions.

* New Zealand's Ministry of Women's Affairs (MWA 2001: 1) offers a gender analysis on retirement income, which accepts as a 'Defined Desired Outcome' the government's aim to 'encourage greater financial self-reliance for retired people'. Along similar lines Australia's recent *Intergenerational Report* (2002 in Lee 2004: 54) starts from the principle that neither the overall tax burden nor the nation's debt should increase to deal with the 'problem' of Australia's ageing population. Rather, the declared goal is long-term strategies to reduce per capita expenditure in health and aged care, and in individual welfare payments. While it is a useful exercise to demonstrate that such proposals will have adverse effects on women (compared to men) due to their different relationship to paid labour, it is another exercise entirely to challenge the grounding premise of the *Report* that reducing budget deficits is more important than support for the elderly. Asking What's the Problem (represented to be)? alerts us to this underlying premise in the Report and its problematic effects both for many women and for some men. It also encourages questions to be raised about the emphasis currently placed on this issue and its relevance for specific groups such as, for example, Indigenous peoples.

* The European Commission's (1998: 17) *Guide to Gender Impact Assessment* takes as axiomatic the goal of 'eliminating labour market rigidities'. As a result the *Guide* endorses 'positive action in favour of men to a careful selection of professions related to child care.' Unless the grounding premise – that labour market rigidities are the problem – is put into question, it becomes difficult to draw attention to the ways in which creating childcare jobs for men entrenches groups of women in low-paying jobs or out of work altogether (Bacchi 1996: 113).

* In The Netherlands the *New General Social Assistance Act* (1996 in Plantenga 2000) placed an emphasis on what was called the 'activating effect'. The obligation to work, or at least to apply for work, was extended to lone mothers with children five years old or over. A GIA (Gender Impact Assessment) concluded that for most women the new Act meant an improvement. In contrast, Plantenga (2000: 9) argues that this

understanding of the problem ignores the absence of a 'national framework for care' to accompany the 'national framework of a general obligation to work'.

This last example illustrates that some people are well aware that it is crucial to place underlying premises in policies into question as a part of the mainstreaming exercise. Along these lines CIDA (1999: 16) calls for gender analysis at the 'pre-design stage' in policy development. As a specific example the group recommends examination of the differential impact of *macro-economic* policies, such as government budget allocation and interest rates, on women and men at the national, community and household levels.

Along similar lines Pat Armstrong (2002) produces a model of gender analysis that puts into question fundamental principles in public health policies. She accomplishes this by insisting that the role of gender analysis is not simply to 'vet' single policies emanating from governments, but rather to subject the whole direction of government health policy to scrutiny. In this vein she looks at health care reforms through the 'lens of privatization', tracing the gender impact of five forms of privatisation: of costs, of delivery, of managerial approaches and market strategies to service delivery, of responsibility for care through the movement out of hospitals and other institutions into the community, and of the shift of care work to the household, and thus to women. Armstrong is not suggesting that the effects of privatisation need to be 'evened out' between men and women as might have eventuated in a 'differences' mainstreaming analysis; rather, her goal is to set out 'principles for a more comprehensive public system that would be gender-sensitive in its approach to care.'

A What's the Problem (represented to be)? approach has the same objective as CIDA's and Armstrong's proposals – to create a process that will open the underlying premises in policies to critical scrutiny. The goal is therefore to escape the 'project trap'. In terms of feasibility, the approach has merit because of its simplicity and because it can be justified as part of a normal policy process. Most gender analysis frameworks currently list 'issue identification' as a first stage in the policy development model (Status of Women Canada 1998: 13-15). Important questions are commonly asked at this stage about 'the nature, scope and importance of the issue', including

who sees it as an issue and why it has become an issue. My recommendation is to add questions about how specific proposals represent the 'problem' and with what effects for diverse groups of women and of men. Including these questions as part of gender analysis processes will encourage debate about the meaning of and means towards gender equality. Broadening the scope of mainstreaming in this way is an attempt to democratise the process, to contest its reduction to a technocratic exercise and hence to protect it from co-option.

Other applications of a 'What's the Problem represented to be?' approach

This paper has illustrated how a 'what's the problem represented to be?' approach encourages critical scrutiny of gender mainstreaming programs. It also suggests that making the approach an integral part of mainstreaming programs may make it possible for such programs to escape the 'project trap'. The approach has other uses. It provides a critical tool for interrogating all policy proposals, including the full diversity of feminist reform proposals. In *Women, Policy and Politics* (1999) I apply the approach to a selection of feminist policy initiatives in the realms of education, pay equity, domestic violence, abortion and sexual harassment. The following examples illustrate the kinds of insights the approach produces:

* Feminist analyses of unequal pay for women and men need to avoid essentializing women as carers and promoting monetary valuation of 'caring labour' as a means of recognizing 'women's work' since this tends to reinforce hierarchical social relations. I offer the example of Burton *et al.*'s (1987: 90-94) careful reworking of the category of Human Resources skill as a more useful representation of the problem. They point out that, while it may be true that responsibility for people is not as highly regarded as responsibility for monetary assets in contemporary workplaces, 'yet it can be highly regarded if it involves motivating and controlling other people.' The problem then is not that 'working with people' is devalued; the problem is 'that working *through* other people in the pursuit of organisational objectives is highly valued, but working *for* people, or contributing to the quality of working relationships in other ways (more typical of female jobs), is not.' This careful framing prob-

lematizes hierarchy, not the devaluing of care, and hence promises more in the way of transforming work relations.

* Feminist analyses of domestic violence need to avoid buying into problem representations that assume that 'family harmony' is the goal.

* Feminist analyses of domestic violence need to avoid buying into problem representations that encourage the targeting of 'problem populations'. To this end it is important to form coalitions with representatives of those populations.

* Feminist critiques of sexual harassment that stress that the behaviour is 'unwelcome' tend to create the offence as a matter of misunderstanding rather than of egregious behaviour.

As in the discussion of gender mainstreaming it is clear that feminists operate within specific contexts and often have to take their chances where they find them. As a result their interventions often reflect *strategic* framing. My argument is that keeping a sharp eye to the limitations on change imposed by specific discursive constructions of the 'problem', a form of *reflexive* analysis, provides a basis for interacting with those constructions. On this point I emphasize the importance of broadening the feminist constituency to include the voices of 'other' women to reduce the possibility of adopting problematizations that exploit members of these groups (Bacchi 1999: 205).

Conclusion

My major concern in this paper has been to draw attention to the fact that some mainstreaming approaches are being co-opted by neoliberal regimes, to explain how this happens, and to suggest a form of intervention to prevent this occurrence. To this end I have recommended incorporating a 'what's the problem represented to be?' approach into mainstreaming processes. Beyond this, I suggest that the approach I call 'what's the problem represented to be?' provides a means for feminists to scrutinize reflexively their reform proposals. I coin the term 'reflexive framing' to capture the complexities of feminist activism – taking opportunities when they present themselves, while always reflecting on one's own problem representations to ensure that they do not buy into problematic premises that can reinforce forms of hierarchy.

References

- Armstrong, Pat (2002) 'Speaking Notes', Public Consultations of the Commission on the Future of Health Care, 30 May, Toronto, Ontario.
<http://www.cewh.csf.ca/healthreform/publications/summary/spkg_notes.html> (Accessed 16 February 2005).
- AusAid (1998) *A Guide to Gender and Development*.
<<http://www.ausaid.gov.au>>
- Bacchi, C. (2005) 'Policy' in P. Essed, D. T. Goldberg, and A. Kobayashi (eds) *A Companion to Gender Studies*, Oxford, Blackwell, pp. 181-191.
- Bacchi, C. (2004) 'Policy and Discourse: challenging the construction of affirmative action as preferential treatment', *Journal of European Public Policy* 11(1); 128-146.
- Bacchi, C. (2001) 'Managing Equity: mainstreaming and "diversity" in Australian universities', in Ann Brooks and Alison Mackinnon (eds) *Gender and the Restructured University: Changing Management and Culture in Higher Education*, Buckingham, Open University Press.
- Bacchi, C. (1999) *Women, Policy and Politics: the construction of policy problems*, London, Sage.
- Bacchi, C. (1996) *The Politics of Affirmative Action: 'Women', Equality and Category Politics*, London, Sage.
- Bacchi, C. and Eveline, J. (2003) 'Mainstreaming and Neoliberalism: A Contested Relationship', *Policy and Society: Journal of Public, Foreign and Global Policy*, 22(2): 98-118.
- Baden, S. and Goetz, A.M. (1997) 'Who needs [sex] when you can have [gender]?: conflicting discourse on gender at Beijing', *Feminist Review*, 56.
- Bishop-Sambrook, C. (2000) 'The Logical Framework as a Tool for Gender Mainstreaming in University', *Gender and Education* 12(2): 239-247.
- Burton, C. with R. Hag and G. Thompson (1987) *Women's Worth: Pay Equity and Job Evaluation in Australia*, Canberra, Australian Government Publishing Service.
- Canadian International Development Agency (1999). CIDA Evaluation Guide. Ottawa: CIDA. available online. (Accessed 20 February 2005.)
http://www.acdi-cida.gc.ca/cida_ind.nsf/c05a8621fd763c158525667a00587307/885586346d7f49f1852568a200589bfe?OpenDocument
- Crawley, M. and O'Meara, L. (2002) *Gender Proofing Handbook*, Dublin, NDP Gender Equality Unit.
- Edwards, M. (2004) *Social Science Research and Public Policy: Narrowing the Divide*, ASSA Policy Paper, 2/2004, Canberra, ASSA.
- European Commission (1998) *A Guide to gender impact assessment*. Employment & Social Affairs. Equality between women and men, Luxembourg, Office for Official Publications for the European Communities.
- Eveline, J. (1994) 'The Politics of Advantage', *Australian Feminist Studies*, Special Issue: *Women and Citizenship*, 19 (Autumn): 129-154.
- Fulcher, Gillian (1989) *Disabling Policies? A comparative approach to education policy and disability*, London, The Falmer Press.
- Gonas, Lena (2002) 'Top Down – But How Far? Expert report on Gender Impact Assessment & the Employment Strategy', EGGE – EC's Expert Group on Gender and Employment, November.
<<http://www.hgdoe.de/pol/gender/gender.htm>> (Accessed 10 January 2005).
- Goward, P. (2004) 'Now everyone can focus on women', *The Melbourne Age*, 30 October.
- Hill Collins, P. (1999) 'Moving Beyond Gender: Intersectionality and Scientific Knowledge', in M. M. Ferree, J. Lorber and B. B. Hess (eds) *Revising Gender*, London, Sage.
- Intergenerational Report* (2002), Canberra, Commonwealth of Australia.
- Jahan, R. (1995) *The Elusive Agenda: Mainstreaming Women in Development*. London: Zed Books.
- Kabeer, N. (1994) 'Gender-aware policy and planning: a social-relations perspective', in M. Macdonald (ed.) *Gender Planning in Development Agencies: Meeting the Challenge*, Oxford, Oxfam. Pp. 80-97.
- Kemp, M. (2005) 'Struggle for Control of Aboriginal Revolution', *The Adelaide Advertiser*, 5 February.
- Lansky, M. (2001) 'Gender, Women and All the Rest (Part II)', *International Labour Review* 140(1): 85-115.
- Lee, C. (2004) 'Australian Women Facing the Future: Is the *Intergenerational Report* Gender-Neutral?', *Dialogue* 23(3): 53-56.
- Longwe, S. (1995) 'Supporting Women's Development in the Third World: Distinguishing between Intervention and Interference', *Gender and Development* 3(1): 47-50.
- March, C., Smyth, I. And Mukhopadhyay (eds) (1999) *A Guide to Gender-Analysis Frameworks*, Oxford, Oxfam.
- MWA (Ministry of Women's Affairs) New Zealand (1996) *The Full Picture: Guidelines for gender analysis. Te Tirohanga Whahani: Nga aratohu mo nga rereketange ira tangata*, Wellington, The Ministry.

- MWA (Ministry of Women's Affairs) New Zealand (2001) *Gender-Based Policy Analysis: A Resource for Policy Analysts*. Auckland: MWA.
- NDP (National Development Plan) (2002) *Gender Equality in Environment and Waste Management*, Belfast, NDP.
- OECD (2001) *The well-being of nations: The role of human and social capital*, Paris, OECD.
- Plantegna, J. (2000) Gender Impact Assessment and the Employment Strategy: The Case of The Netherlands. External Report commissioned and presented to the European Commission. <www2.umist.ec.uk/management/ewerc/publications/2000-2001.html> (Accessed 16 November 2002).
- Polverari, L. and Fitzgerald, R. (2002a) *Integrating Gender Equality in the Evaluation of the Irish 2000-06 National Development Plan*, Vol. I: Background Concepts and Methods, NDP Gender Equality Unit, European Policies Research Centre, University of Strathclyde, Glasgow.
- Polverari, L. and Fitzgenald, R. (2002b) *Integrating Gender Equality in the Evaluation of the Irish 2000-06 National Development Plan*, Vol. I: Tool Kit for Gender Evaluation, NDP Gender Equality Unit, European Policies Research Centre, University of Strathclyde, Glasgow.
- Ramsay, E. (1995) 'The national framework for institutional equity in Australian higher education – current achievements and future possibilities', paper presented to the Second National Conference on Equity and Access in Tertiary Education, Melbourne, 3-7 July.
- Rees, T. (1998) *Mainstreaming Equality in the European Union: Education, Training and Labour Market Policies*, London, Routledge.
- Shapiro, M. (1992) *Reading the Postmodern Polity: Political Theory as Textual Practice*, Minneapolis, MN, University of Minnesota Press.
- Status of Women Canada (1997) *Gender-based Analysis Backgrounder*.
- Status of Women Canada (1998) *Gender-Based Analysis: A guide for policy-making*, Ottawa, Status of Women Canada.
- True, J. and Mintrom, M. (2001) 'Transnational Networks and Policy Diffusion: The Case of Gender Mainstreaming', *International Studies Quarterly* 45: 27-57.
- Verloo, M. and Roggeband, C. (1996) 'Gender Impact Assessment: The Development of a New Instrument in The Netherlands', *Impact Assessment*, 14(1): 3-21.
- Verloo, M. (2001) 'Another Velvet Revolution? Gender Mainstreaming and the Politics of Implementation', *IWM Working Paper* No. 5/2001, Vienna, IWM.
- Verloo, M. (2003) 'Policy Frames and Implementation Problems: The Case of Gender Mainstreaming', *MAGEEQ*, July.
- World Bank (2002) *Integrating Gender into the World Bank's Work: A Strategy for Action*. <<http://www.worldbank.org/gender>> Accessed 4 October 2004.
- Young, B. (2000) 'Disciplinary Neoliberalism in the European Union and Gender Politics', *New Political Economy* 5(1): 77-98.

Carol BACCHI

is Professor of Politics, School of History and Politics, University of Adelaide, South Australia. She researches and teaches in the fields of feminist political theory, policy theory and citizenship studies. Her book, *Women, Policy and Politics: the construction of policy problems* (Sage 1999) outlines the approach to policy she calls 'what's the problem represented to be?'. She is currently working on a new book that is designed to make the approach more accessible to a wider audience.

Carol BACCHI

ist Professorin für Politikwissenschaft am Institut für Geschichte und Politikwissenschaft an der Universität von Adelaide, South Australia. Sie forscht und lehrt in den Bereichen feministische politische Theorie, politische Theorie und Bürgerrechtsstudien. In ihrem Buch *Women, Policy and Politics* (1999 bei Sage erschienen) entwirft sie einen Ansatz zur Analyse politischer Verfahrensweisen, den sie 'what's the problem represented to be?' nennt. Derzeit arbeitet sie an ihrem neuen Buch, das ihren Ansatz einem breiteren Publikum zugänglich machen soll.

Nach der Dekonstruktion

Technowissenschaftlicher Antiessentialismus als Herausforderung feministischen Denkens

Susanne Lettow

Wenn auch Feministinnen seit jeher ideologische Auffassungen über ein „Wesen“ der Frau als fixer, unveränderlicher Gegebenheit kritisiert und bekämpft haben, so ist die Auseinandersetzung um den Essentialismus innerhalb des Feminismus ein Charakteristikum der sogenannten „dritten Welle“ des Feminismus und der Allianz von Feminismus und Postmoderne seit Beginn der 90er Jahre. Der Vorwurf des Essentialismus richtete sich nun vor allem selbstkritisch gegen die bisherigen Verwendungen der „Kategorie Frau“ und der Rede von „den Frauen“ als handle es sich um ein einheitliches Subjekt mit einer feststehenden kollektiven Identität. „Identitätspolitik“ wurde zur Negativ-Bezeichnung für all jene Politiken, die – seien sie feministisch, lesbisch oder ethnisch-kulturell begründet – von einer vermeintlich homogenen Gruppenidentität ausgingen. In Abgrenzung dazu wurde jegliche Identität als sozial bzw. kulturell konstruiert begriffen und einer Dekonstruktion unterzogen. „Konstruktion“ und „Dekonstruktion“ avancierten zu den wichtigsten Gegenbegriffen zum „Essentialismus“ und Judith Butler wurde zur Symbolfigur des feministischen Konstruktivismus – obwohl sie, wie Urte Helduser, Daniela Marx, Tanja Paulitz und Katharina Pühl in der Einleitung zu dem Band *under construction?* hervorheben (2004: 14), den Begriff der Konstruktion „gar nicht besonders exponiert verwendet“. Der Begriff der Konstruktion war vielmehr zum Zeitpunkt des Erscheinens von *Gender trouble* (1991), nicht zuletzt auch aufgrund der feministischen Rezeption der Ethnomethodologie (vgl. Maihofer 2004), bereits weit verbreitet und hat seitdem eine Karriere in der feministischen Theoriesprache gemacht, die weit über Butler hinausreicht.

Zweifelsohne hat die kon- und dekonstruktivistische Kritik dazu beigetragen, dafür zu sensibilisieren, inwiefern selbst feministische Kritikstrategien mit Wesensannahmen, Naturalisierungen und daher impliziten Ausgrenzungen verbunden sein können und ein Zurück hinter diese Einsichten ist nicht möglich. Dennoch werden

zunehmend auch die blinden Flecken und systematischen Ausblendungen des de/konstruktivistischen Antiessentialismus selbst thematisiert. So wird die Nähe postmodern-dekonstruktivistischer Subjektkonzeptionen zu neoliberalen Flexibilitätsanforderungen herausgestellt. „Sofern aktuelle Herrschaftsformen auf einem Ineinandergreifen rigide normativer und flexibel-normalisierender Machtmechanismen beruhen“, schreibt beispielsweise Antke Engel (2002: 194) mit Blick auf die Queer Theory, „zeigt sich, dass die Flexibilisierung und Individualisierung von Geschlecht und Sexualität durchaus mit neoliberalen Transformationsprozessen vereinbar sind“. In ähnlicher Perspektive verweist Katharina Pühl (2003: 131) in ihrer Analyse des Leitbilds der „Unternehmerin ihrer selbst“ auf „Enteignungsprozesse kritischer und Gegen-Konzepte durch neoliberale Politik (...), in denen Gegen-Wissen und Gegen-Praktiken zur *ultima ratio* marktbezogenen Handelns werden“. Vor allem aber treffen sich der theoretische Antiessentialismus des feministischen Dekonstruktivismus und der praktische Antiessentialismus von Molekularbiologie und Biotechnologien. Denn wie der Politikwissenschaftler Arturo Escobar hervorhebt: „with technonature we enter an era of pure antiessentialism“ (1999: 11). „Technonatur“ bedeutet dabei, dass Natur im Paradigma der Biowissenschaften nicht mehr als statische Gegebenheit, sondern zunehmend als technisch gestaltbar gilt. Nach den Worten des Wissenschaftshistorikers Hans-Jörg Rheinberger verwandelt etwa die Gentechnologie den Organismus selbst „in ein Labor“ (1997: 276), womit, wie er es formuliert, der „letzte Hauch der Illusion, es gäbe hier noch eine Unterscheidungsmöglichkeit zwischen etwas Natürlichem und etwas Künstlichem“ (ebd., 275) verschwindet. Dies ist nicht das Gleiche und weist doch strukturelle Ähnlichkeiten zu Judith Butlers These von der Performativität des „biologischen“ Geschlechts auf. Hier wie dort werden Natur bzw. Körper aus ihrer vermeintlichen Wesenhaftigkeit gelöst und performativen bzw. technowissenschaftlichen Transformationen zugänglich. Ausgehend davon, dass für das poli-

tisch-ethische Projekt feministischer Philosophie eine kritische Auseinandersetzung mit den Technowissenschaften und den damit verbundenen Körper- und Naturpolitiken von zentraler Bedeutung ist, scheint es dringend geboten, diese epistemologische Verwandtschaft näher zu beleuchten.

Dabei ist es zunächst wichtig, sich vor Augen zu halten, dass es sich beim postmodernen Antiessentialismus um eine sehr spezifische philosophische Strategie handelt, und dass es noch andere Formen des Antiessentialismus gibt. Schließlich ist die Kritik essentialistischer Subjektkonzeptionen keine Erfindung der postmodernen bzw. poststrukturalistischen Philosophie, sondern stellt eine zentrale Denkform der bürgerlichen Gesellschaft dar, die Transformation auf Dauer stellt, und hat in der Philosophie seit dem 19. Jahrhundert – von Marx, über Nietzsche und Heidegger bis zu Sartre – dem zufolge die „Essenz in der Existenz“ liegt – unterschiedliche Ausformulierungen erfahren.¹ Somit stellt sich die Frage, worin der spezifische Einsatz des postmodernen Antiessentialismus liegt. Dabei lohnt es sich, den Hinweisen der Literatur- und Medienwissenschaftlerin Katherine Hayles zu folgen, die postmoderne Denkformen im Kontext der informationellen Revolution situiert und auf die Verwandtschaft von Kybernetik und Antiessentialismus verweist. Hayles begreift die Postmoderne als Antwort auf die Trennung von Text und Kontext, von Nachricht und Bedeutung, wie sie für den Informationsbegriff von Claude Shannon und für Norbert Wiensers Kybernetik konstitutiv ist.² Indem Wiener gleichermaßen Menschen, Tiere und Maschinen als informationelle Rückkopplungsmechanismen betrachtete, nahm er Hayles zufolge einige Aspekte poststrukturalistischer Theorien vorweg: „He questioned whether humans, animals, and machines have any ‘essential’ qualities that exist in themselves, apart from the web of relations that constituted them in dis-

ursive and communicative fields” (Hayles 1999: 91). Dies führt zu einer prinzipiellen Ent-Substantialisierung von Körper und Identität. So ist für Wiener denn auch „auf jeden Fall eines klar: die körperliche Identität eines Individuums beruht nicht auf der Identität der Substanz, aus der es gemacht ist“ (1952: 99). Schließlich unterliegt der Körper Stoffwechselprozessen, so dass er weder als Ganzes noch in seinen einzelnen Bestandteilen konstant ist, sondern einer permanenten Umwandlung unterliegt. „Die biologische Individualität eines Organismus“, so Wiener (ebd.), „scheint in einer gewissen Kontinuität der Umsetzungen und im Erinnerungsvermögen des Organismus an die Tatsachen seiner vergangenen Entwicklung zu bestehen. Das scheint auch für seine geistige Entwicklung zu gelten. Vom Standpunkt der Rechenmaschine aus besteht geistige Individualität in der Speicherung ihrer früheren Programmierungen und Gedächtnisinhalte und in der Fortsetzung ihrer Entwicklung in bereits angelegten Richtungen“. Diese kybernetische Reartikulation des Körpers, die diesen zu einem Resultat der Zirkulation von Informationen werden lässt, ist, so Hayles, eng verwandt mit der „postmodernen Orthodoxie“, dass der Körper in erster Linie „eine linguistische und diskursive Konstruktion ist“ (1999: 192).

Doch was in der Retrospektive als Vorwegnahme erscheint, lässt sich rezeptionsgeschichtlich durchaus rekonstruieren, haben sich doch Autoren wie Lacan, Lyotard und Derrida – vermittelt auch über die Linguistik Roman Jakobsons – eingehend mit Kybernetik und Informationstheorie befasst. Foucault, Deleuze und Guattari begegneten der Kybernetik über die Genetik, in die sie u.a. durch Jacques Monod und François Jacob Eingang gefunden hatte. „Der Postmodernismus hält die Kybernetik in einer unbehaglichen Umarmung“, hat daher der Wissenschaftshistoriker Peter Galison formuliert (1997: 316). Im Folgenden zeige ich die Konsequenzen dieser „Umarmung“ für die Artikulation von

¹ Bereits das *Kommunistische Manifest* hebt den strukturellen „Antiessentialismus“ der bürgerlichen Gesellschaft hervor, wenn es heißt: „Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeoisiepoche vor allen früheren aus. Alle festen eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altherwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst, alle neu gebildeten veralten, ehe sie verknöchern können.“ (Marx/Engels 1957: 465).

² Mit „Kybernetik“ bezeichnet Wiener Ende der vierziger Jahre ein neues Wissensgebiet, nämlich das „Studium von

Nachrichten und insbesondere von Regelungsnachrichten“ (1952: 20). Zentral ist dabei das Konzept der Rückkoppelung. Wiener erklärt dies am Beispiel eines Aufzugs, dessen Schachttür sich nicht einfach öffnet, „wenn auch der Aufzug in diesem Augenblick auf Grund unserer Befehle eigentlich bereits an der Tür sein müsste. Es ist wichtig, dass die Freigabe für das Türöffnen davon abhängt, dass der Aufzug wirklich an der Tür ist. Sonst könnte ihn etwas zurückgehalten haben und der Benutzer träte in den leeren Schacht. Diese Regelung einer Maschine auf der Grundlage ihrer tatsächlichen statt ihrer erwarteten Verrichtung beruht wesentlich auf Rückmeldung“ (1952: 23).

Geschlecht und Geschlechterverhältnissen bei Derrida, Lyotard und Guattari. Abschließend plädiere ich für eine praxisphilosophische Perspektive in Hinblick auf eine Kritische Theorie von Körper- und Naturverhältnissen, die über die Begrenzungen einer poststrukturalistischen Essentialismuskritik hinausgeht.

Sein ohne Wesen. Technologie und Geschlecht bei Derrida, Lyotard und Deleuze/Guattari

Eine der einflussreichsten Kritiken essentialistischen Denkens ist Derridas *Grammatologie* (erstmalig 1967). Mit dem Konzept der *différance*, das Derrida dort entwickelt, unterminiert er jegliche Annahme feststehender Differenzen, indem er die Prozesse, die Differenzen allererst hervorbringen, also „die Produktion des Differierens“ (1983: 44), ins Zentrum rückt. Sein philosophisches Projekt, das die gesamte Geschichte der Metaphysik betrifft, greift auf zwei Ebenen auf Kybernetik und Genetik aus. So führt Derrida einerseits sein Projekt als philosophische Überbietung insbesondere der Kybernetik ein, andererseits wird seine Kritik der „Präsenz“, der „Substanz“, des „Wesens“, d.h. seine gesamte Metaphysikkritik vom kybernetischen Begriffsspiel heimgesucht. Von einer philosophischen Überbietung der Technowissenschaften bei Derrida kann insofern gesprochen werden, als er das „Zusammentreffen von Kybernetik und Humanwissenschaften“, das seit den Macy-Konferenzen (1946-1953)³ in der Tat das Feld der Sozial- und Geisteswissenschaften wesentlich prägte, in eine metahistorische Erzählung einordnet. Es verweist ihm zufolge jedoch auf eine „noch viel tiefere Erschütterung“ (1983: 23), nämlich eine Veränderung des Jahrtausende alten Status der Schrift, die sich im Entstehen der *Grammatologie* manifestiere. Auch die Genetik, die mit dem informationstheoretischen Konzept des Programms operiert, wird auf die *Grammatologie* rückverwiesen. „Im Hinblick auf die elementaren Informationsprozesse der lebenden Zelle“, heißt es, spreche „auch der Biologe heute von Schrift und Programm“ (ebd. 21). Kybernetik und Genetik sind auf diese Weise philosophisch eingeholt. Denn

„der ganze, vom kybernetischen Programm eingenommene Bereich“ wird, wie es heißt, „ein Bereich der Schrift sein“ und auch eine kybernetische Kritik der „metaphysischen Begriffe“ müsse, so Derrida unter Bezug auf Norbert Wiener, „am Begriff der Schrift, der Spur, des Gramma oder des Graphems“ festhalten (ebd.). Indem Derrida Wiensers Kybernetik als Metaphysikkritik artikuliert, stellt er jedoch nicht nur einen Dominanzanspruch sondern vor allem auch eine konzeptionelle Parallele her. Auch wenn diese im Fortgang der *Grammatologie* nicht ausgearbeitet wird, schwingt sie doch in Derridas Kritik an der „Metaphysik der Präsenz“ mit. Diese Kritik bezieht sich dabei auch auf Vorstellungen von Natur und Weiblichkeit, die in der *Grammatologie* im Kontext von Derridas Rousseau-Lektüre auftauchen. Bei Rousseau ist, so Derridas Lesart, das Verlangen nach Präsenz Sehnsucht nach dem gesprochenen Wort, nach dem Naturzustand und vor allem auch nach der Mutter. Die Präsenz, heißt es, ist „immer natürlich, das heißt bei Rousseau mehr als bei jedem anderen, mütterlich“ (1983: 251). Bei Derrida aber wird Rousseaus Naturalisierung des bürgerlichen Weiblichkeits- und Mütterlichkeitsideals in einen Prozess der Bedeutungsverschiebung überführt. Die Bedeutungen von „Mutter“, „Frau“ und „Natur“ werden in die Prozesse der *différance* aufgelöst. Demzufolge haben „die absolute Gegenwart, die Natur, das, was die Wörter ‚wirkliche Mutter‘ bedeuten“ nicht nur „sich immer schon entzogen“, sie haben „niemals existiert“ (ebd., 274).

An einer solchen Ent-Essentialisierung von Weiblichkeit hat Derrida auch in dem späteren Text *Sporen. Die Stile Nietzsches* (1976) gearbeitet. „Es gibt kein Wesen der Frau“, heißt es dort apodiktisch (zit. n. Klinger 1994: 212). Dabei bedient Derrida, wie Cornelia Klinger gezeigt hat, trotz aller Verflüssigungen eine durchaus traditionelle Weiblichkeitsmetaphorik. Denn „die Frau“, die in der Geschichte der Philosophie immer wieder „als Modell von Wahrheit und Nicht-Wahrheit fungiert hat, fungiert (...) nunmehr (...) als Modell des Jenseits von Wahrheit und Unwahrheit“ und wird damit zum „Ideal von Dekonstruktion“ (Klinger 1994: 227), während die gesellschaftliche Wirklichkeit von Frauen und die

³ Anm. d. Red.: Die Macy-Konferenzen versammelten eine v.a. technokratisch ausgerichtete Wissenschaftselite, wobei es im Wesentlichen um die Interaktionspotentiale zwischen biologischen, maschinellen und menschlichen Systemen ging, sowie um deren Steuerung, Regelung und

Kontrolle. An den Konferenzen waren prominente WissenschaftlerInnen wie Margaret Mead, Paul F. Lazarsfeld und Gregory Bateson beteiligt, Generalsekretär der Macy-Konferenzen war Heinz von Foerster.

Geschlechterverhältnisse weiterhin ausgeblendet bleiben. Gleichzeitig aber kann man in dieser dekonstruktiven Weiblichkeitskonstruktion jene gesellschaftlichen Transformationsprozessen nachhaken hören, die seit Mitte der 1960er Jahre zu einer Erosion tradierter Geschlechterverhältnisse und einer Vervielfältigung der gesellschaftlichen Bedeutungen dessen, was es heißt „als Frau“ oder „als Mann“ zu existieren, geführt haben.

Deutlicher noch als bei Derrida findet sich eine konzeptionelle Verschlingung von Technowissenschaften, Antiessentialismus und der gesellschaftlichen Transformation von Geschlechterverhältnissen in den philosophischen Interventionen von Lyotard und Deleuze/Guattari. Lyotard setzt sich im *Postmodernem Wissen* (erstmalig 1979) mit der zunehmenden gesellschaftlichen Bedeutung von Wissen und Wissensproduktion sowie mit einer neuen hegemonialen Form von Wissen auseinander. Die zunehmende Dominanz informationellen Wissens über andere Formen des Wissens ist der zentrale Gegenstand seiner Untersuchung. Doch obwohl er die sich abzeichnende „Hegemonie der Informatik“ kritisch beleuchtet, ist seine Konzeption von Anleihen bei der Kybernetik bzw. Informationstheorie geprägt. So stellen die nachrichtentechnischen Begriffe von Sender, Empfänger und Referent sowie das Konzept des Sprachspiels jenes Set von Begriffen dar, mit dem Lyotard Veränderungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen und Individualitätsformen artikuliert. Das Individuum ist Lyotard zufolge „in einem Gefüge von Relationen gefangen, das noch nie so komplex und beweglich war. Jung oder alt, Mann oder Frau, reich oder arm, ist es immer auf ‚Knoten‘ des Kommunikationskreislaufes gesetzt, seien sie auch noch so unbedeutend“ (1999: 55). Die nachrichtentechnische Konzeption eines Kommunikationskreislaufs bzw. eines Netzwerks mit verschiedenen „Knoten“ wird hier zu einem gesellschafts- und subjekttheoretischen Paradigma erhoben, in dem die Bedeutung von Klassen-, Geschlechter-, und Generationenverhältnissen zugunsten der Vorstellung flexibler Positionierungen nivelliert wird. Wie in Wieners Kybernetik gibt es hier keine Identität, keine Substanz, sondern nur fluktuierende Positionen. Das Indi-

viduum erscheint als von Nachrichten „durchquert“, die „ihm die Stelle entweder des Senders oder des Empfängers oder des Referenten zuordnen“ (ebd.). Von diesen Positionen aus nimmt es an „Sprachspielen“ teil, über deren Regeln es jedoch nicht verfügt. Es kommt, wie Lyotard schreibt, zu einer ‚Atomisierung‘ des Sozialen in lockere Netze des Sprachspiels“ (ebd., 59).

Mit dieser Transposition technowissenschaftlicher Konzepte ins Philosophische artikuliert Lyotard den entstehenden Neoliberalismus, d.h. die Auflösung fordristischer Formen gesamtgesellschaftlicher Kompromissbildung. So gibt es Lyotard zufolge nur noch einen jeweils „lokalen“ Konsens der „Mitspieler“ über „die Regeln (...), die jedes Spiel und die darin gemachten ‚Spielzüge‘ definieren“ (ebd., 191). Gesellschaft löst sich hier auf in ein dynamisches Ineinander von Sprachspielen, wobei jede Form einer „Metasprache“, die die unterschiedlichen lokalen Sprachspiele miteinander verbinden würde, obsolet ist. Explizit knüpft Lyotard mit dem Konzept des Sprachspiels an Wittgenstein an, amalgamiert es jedoch mit der Spieltheorie John von Neumanns und Oskar Morgensterns. Deren 1944 erschienenes Buch *Theory of Games and Economic Behaviour*, in dem sie die kybernetische Idee der Steuerung durch Rückkopplungsprozesse auf ökonomische Prozesse übertragen, wurde nicht zuletzt von Friedrich August von Hayek rezipiert und dadurch zu einem wichtigen theoretischen Bezugspunkt des Neoliberalismus.⁴ Lyotards Verweise auf die Spieltheorie und seine Betonung von Agonalität schließen daran an. Wo Lyotard dann im Text den Neoliberalismus, d.h. die „Wiederentfaltung des liberalen, fortgeschrittenen Kapitalismus“ (1999: 112) zum Gegenstand macht, geschieht dies in Begriffen, die selbst der neoliberalen Ideologie entstammen. Gleichwohl macht Lyotard wichtige Beobachtungen bezüglich der Transformation des Sozialen in den ausgehenden 1970er Jahren. Die Transformation von (National-)Staatlichkeit und die ökonomische Globalisierung, aber auch die Veränderung von Lebensweisen, die nicht zuletzt die Geschlechterverhältnisse betreffen, rücken in den

⁴ „Individuen stellen, bevor sie handeln Erwartungen über die Erwartungen anderer an, agieren also nicht unabhängig von anderen“ (Candeias 2004: 84). Mit dieser Grundannahme revidierten von Neumann und Morgenstern „die atomistische Sicht der Neoklassik durch Einbeziehung des Verhaltens anderer Marktteilnehmer in individuelle Entscheidungsprozesse“ (ebd.). Gleichwohl bleibt es der „unsichtbaren Hand des Marktes“ (Adam

Smith) überlassen, jenseits von vertraglichen Übereinkünften und bewusster Planung die ökonomischen Prozesse zu regulieren, denn schließlich geht es einzig um das Bestreben der Individuen jeweils „einen maximalen Nutzen oder, im Falle eines Unternehmers, ein Maximum an Gewinn zu erzielen“ (von Neumann/Morgenstern 1961: 1).

Blick. Lyotard konstatiert, dass sich in der sozialen Interaktion immer mehr die Form des „zeitweiligen Vertrages“ durchsetze (ebd., 191), der „die permanente Institution in beruflichen, affektiven, sexuellen, kulturellen, familiären und internationalen Bereichen wie in den politischen Angelegenheiten“ ersetze (ebd.). Dabei feiert Lyotard diese Prozesse keineswegs, sondern weist durchaus darauf hin, dass die zunehmende Flexibilität in engem Zusammenhang mit Strategien der Kostenersparnis und Motivationssteigerung steht, die skizzierten Veränderungen also zumindest zweideutig sind. Was fehlt, ist jedoch eine Analyse der Zusammenhänge von wissenschaftlichen, technologischen und gesellschaftlich-politischen Prozessen. Denn die Transposition informationeller und spieltheoretisch-neoliberaler Konzepte in die Philosophie und ihre Applikation auf gesellschaftliche Prozesse begrenzen den Raum des Sagbaren. Dynamik, Flexibilität und Neoliberalismus sind den Begriffen Lyotards so eingeschrieben, dass sie mit dieser Sprache zwar benannt, nicht aber kritisch hinterfragt werden können.

Ein ähnlicher Vorgang lässt sich in der philosophischen Sprache von Deleuze und Guattari beobachten, die ebenfalls durch die Adaptation technowissenschaftlicher Konzepte und Theoreme geprägt ist. Mit dem Begriffspaar Code/Decodierung spielen Deleuze/Guattari das informationstheoretische Konzept des Codes gegen das Konzept des genetischen Codes aus, das ihnen zufolge auf Pluralität statt Binarität verweist. „Gerade die Ambiguität dessen, was die Biologen genetischen Code nennen“, schreiben Deleuze/Guattari, „lässt uns eine ähnliche Situation verstehen: denn wenn die entsprechende Kette wirklich Codes bildet, insoweit sie sich in exklusiven molaren Konfigurationen aufrollt, so zerstört sie sie, insoweit sie einer molekularen Ader folgend, die alle möglichen Figuren einschließt, abrollt“ (1977: 424). Jeder Code verweist demzufolge auf eine „Decodierung“ und jede verfestigte Struktur auf Prozesse der Ent- und der Restrukturierung. Molekularbiologie und Genetik werden hier anstelle der Kybernetik, die eine Bezugsdisziplin des Strukturalismus von Lacan und Lévi-Strauss war, zum Referenzwissen. „Molekular“ ist dabei gleichbedeutend mit dynamischen, dezentrierten Strukturen und steht im Gegensatz zu „molar“, d.h. zu statischen binären Ordnungen. Diese Rezeption von Molekularbiologie und Genetik ist dabei von vornherein durch Problemkonstellationen, die das philosophische Feld

Frankreichs in den 1960er und 70er Jahren strukturierten, bestimmt. Immer wieder greifen Deleuze/Guattari vor allem jene Elemente auf, die auf Pluralität, Non-Linearität und Dynamik verweisen, und damit für den philosophischen wie den politischen Diskurs anschlussfähig sind. Biologische Vorstellungen von Variation, Mannigfaltigkeit und Dynamik avancieren dabei zum Modell, mit dem gesellschaftliche Prozesse und Veränderungen artikuliert werden. So sind für Deleuze/Guattari Klassenantagonismen und Geschlechtergegensätze obsolet. Denn die „Klassen“ wie auch die „Geschlechter“ bestehen ihnen zufolge aus „vielfachen molekularen Kombinationen“, aus amorphen „Massen“ und aus „tausend kleinen Geschlechtern“ (1977: 291). Eingelassen ist diese Reartikulation von Klassen- und Geschlechterverhältnissen in eine Zeitdiagnose, die die politischen und ökonomischen Umbrüche, die mit dem Übergang zum Postfordismus verbunden sind, ins Zentrum stellt. So diagnostizieren Deleuze/Guattari eine Veränderung von Formen der Macht, die immer stärker „Vorgänge wie Normierung, Modulation, Modellierung und Information einschließ(en) (...) und über Mikrogefüge laufen“ (1977: 634), geopolitische Veränderungen im Verhältnis von „Zentrum“ und „Peripherie“ sowie eine Verschärfung von Klassenspaltungen innerhalb des „Zentrums“. Sie sehen „periphere Zonen der Unterentwicklung, innere dritte Welten und ein innerer Süden“ entstehen (ebd., 635), wobei „Massen‘ der Bevölkerung ungesicherte Arbeit hinnehmen (müssen) (...) und ihr offizielles Existenzminimum (...) nur durch staatliche Beihilfen und gelegentliche Einkünfte gesichert“ wird (ebd.). Damit sind zum einen die Auflösung fordistischer Kompromissstrukturen, wie sie durch keynesianische Umverteilungs- und Beschäftigungspolitik hergestellt wurden, angesprochen, zum anderen aber auch Prozesse der Globalisierung, sowie der Transformation politischer Formen, die im Zuge neoliberaler Privatisierung und Restrukturierung, immer weniger auf die Regulation von „Gesellschaft“ als Ganzem denn auf segmentierte und situative Konfliktlösungen, mithin „Mikrogefüge“, ausgerichtet sind.

Angesichts dieser Umbrüche plädieren Deleuze/Guattari für ein Sich-Herausarbeiten aus dominanten, verfestigten Subjektpositionen und die Freisetzung einer „molekularen Vielheit“ auf der Ebene der eigenen Persönlichkeit. Diesen Prozess der Selbstveränderung bezeichnen sie mit dem Konzept des Molekular-Werdens, das weit-

gehend synonym mit „Minoritär-Werden“ und „Frau-Werden“ ist.⁵

Die Prozesse der Pluralisierung von Individualitätsformen und der Herstellung „tausend kleiner Geschlechter“ werden also nicht im Kontext neuer Macht- und Herrschaftsformen betrachtet, sondern diesen mehr oder weniger explizit entgegengestellt. Doch indem Deleuze/Guattari einen neuen Dualismus, nämlich den von Molekularem und Molarem etablieren und Binarität, Statik und die Vorstellung gesamtgesellschaftlicher Antagonismen einer positiv konnotierten Mannigfaltigkeit gegenüber stellen, verorten sie auch die eigene Position auf der Seite des Dynamischen, Flexiblen, Neoliberalen.

Eine praxisphilosophische Perspektive

Diese Skizze der Positionen von Derrida, Lyotard und Deleuze/Guattari zeigt, wie aus den Technowissenschaften, insbesondere aus Kybernetik und Genetik übernommene Theoreme zur Artikulation von Zeitdiagnosen, die sich mit den seit Ende der 1960er Jahre stattfindenden Umbrüchen befassen, herangezogen werden und – auf unterschiedliche Art und Weise und in unterschiedlichem Ausmaß – die philosophische Sprache prägen. Es zeigt sich, zudem, wie schon im Kontext der poststrukturalistischen Entwürfe der 60er und 70er Jahre, die Pluralisierung von Geschlechtscharakteren und die Flexibilisierung von Geschlechterverhältnissen thematisiert und zum Teil auch begrüßt werden. Gleichwohl sind diese Positionen nicht feministisch, insofern sie Macht- und Herrschaftsverhältnisse zwischen den Geschlechtern nicht zum Gegenstand machen.

Eine feministische Artikulation der Pluralisierungs- und Flexibilisierungsprozesse leistete erst die feministische Theorie der ausgehenden 80er und 90er Jahre als sie die Auflösung oder zumindest Durchkreuzung von etablierten Geschlechterdichotomien mit der Auflösung von Hierarchien und verfestigten Machtverhältnissen zwischen

den Geschlechtern verband. Wie eingangs angesprochen, kommt es in der Gegenwart jedoch aus unterschiedlichen Perspektiven zu einer Problematisierung dieser feministischen Kritikstrategie. Denn zum einen haben die vergangenen 15-20 Jahre, in denen das Soziale durch neoliberale Transformationsprozesse gründlich umgestaltet wurde, gezeigt, dass Dynamisierung, Individualisierung und Flexibilisierung zwar zu einer Veränderung aber keineswegs zu einem Abbau von Herrschaft geführt haben.

Die Kritik an der Homogenisierung des Kollektivs „Frauen“ ist dabei längst von einer „Diversifizierung“ des feministischen „Wir“ durch zunehmende soziale Ungleichheit entlang der Kategorien von Klasse und „Rasse“, d.h. der ethnischen und/oder kulturellen Zugehörigkeit eingeholt worden. Die Renaissance biologistischer Denkformen macht zudem deutlich, dass in der Gegenwart Auffassungen einer flexibel-dynamischen menschlichen Natur mit statisch-rigiden, ja autoritären Besetzungen koexistieren können (vgl. Lettow 2007). Gleichzeitig stellt die Entwicklung der Technowissenschaften, insbesondere der Life Sciences, feministische Theorie vor die Aufgabe, Konzepte von Körper und Natur zu entwickeln, die sich weder in der Kritik an Naturalisierungen erschöpfen noch in Biologismen zurückfallen.⁶ Feministische Theorie steht somit insgesamt vor der Aufgabe, jene Kritikstrategie, die sich in erster Linie auf Essentialismen richtet, neu zu überdenken und zu reformulieren.

Dabei kann es, wie schon eingangs betont, nicht darum gehen, nun umgekehrt statische Wesensannahmen zu bejahen, sondern eher darum, diese Kritik praxisphilosophisch zu wenden. Dies bedeutet zu allererst nicht Konstruktionen zum Ausgangs- und Zielpunkt der Kritik zu machen, sondern Praxisformen und Verhältnisse, in denen Individuen sich und andere zu dem machen, was sie sind. Erst mit einem solchen Perspektivenwechsel kann der falsche Gegensatz von Statik und Dynamik überwunden werden zugunsten einer Analyse unterschiedlicher Anordnungen, in denen Handlungsfähigkeit eingeschränkt oder erweitert werden kann. In Bezug auf Körper

⁵ Wie Rosi Braidotti in ihrer früheren Kritik an Deleuze/Guattari gezeigt hat, ist das Konzept des Frau-Werdens dabei von einem männlichen Standpunkt aus formuliert und orientiert auf eine symbolische Aneignung imaginärer Weiblichkeit. Vgl. Braidotti 1990.

⁶ So plädiert auch Sigrid Schmitz dafür, sich dem was mit

„sex“ im Gegensatz zu „gender“ bezeichnet wird, von feministischer Seite zuzuwenden, »ohne erneut Geschlechterdichotomien zu verfestigen« und etwa „die Entität Gehirn in einem interdisziplinären Raum zu verorten, der eigene interdisziplinäre Begrifflichkeiten erfordert“ (Schmitz 2006: im Erscheinen).

und Natur bedeutet dies, dass diese in einer solchen Perspektive als Dimension von Handlungsfähigkeit begriffen werden, d.h. es handelt sich weder um fixe Gegebenheiten, die „determinieren“, noch um „Konstruktionen“, die – dem ingenieurwissenschaftlichen Sinne der Metapher entsprechend⁷ – beliebig modifiziert werden können. Ansätze für eine solche praxisphilosophische Konzeption von Körper und Natur finden sich bei Maurice Merleau-Ponty, für den der Körper in Naturzusammenhängen situiert und immer schon gesellschaftlich-historisch vermittelt ist. Die antiessentialistische Perspektive ist bei ihm aufgehoben und zugleich erweitert. „Der Gebrauch, den der Mensch von seinem Leibe macht“, heißt es zum Beispiel, „transzendiert den Körper als bloß biologisch Seiendes. Es ist nicht natürlicher oder weniger konventionell, im Zorn zu schreien und in der Liebe zu küssen, als einen Tisch ‘Tisch’ zu nennen. Gefühle und passionelles Verhalten sind nicht minder erst ‘erfunden’ als Worte. Selbstverhältnisse, die, wie etwa die Vaterschaft, durchaus dem menschlichen Leib zum voraus aufgeprägt scheinen, sind in Wahrheit Institutionen“ (1966: 224). Auch wenn Merleau-Ponty Geschlechterverhältnisse nicht zum Thema macht bzw. allein männliche Körper in den Blick nimmt (vgl. Stoller 2000), wird hier deutlich, dass auch Geschlechtskörper nichts „bloß biologisch Seiendes“ jenseits von sozialen Praxisformen sein können, wie Lesarten von Simone de Beauvoir bis Judith Butler bestätigen.⁸ Statt auf „den Leib“ und seine vermeintliche biologische oder ontologische Wahrheit fixiert zu sein, rücken bei Merleau-Ponty die, wie er schreibt, „unterschiedlichen Weisen des Leibes, Leib zu sein“ in den Blick (1966: 151). „Mein Leib ist da, wo er etwas zu tun hat“, heißt es pointiert (ebd., 291). Wichtig ist dabei, dass Merleau-Ponty zum einen den Begriff der Praxis mit dem der Geschichte verknüpft. Denn dadurch wird der Horizont für historisch-spezifische Körperpraxen

und ihre Veränderbarkeit geöffnet. Zum anderen ist seine Verbindung von Körper- und Naturbegriff zentral, da die Veränderbarkeit menschlicher Körper nicht nur sozial sondern auch in der Natur situiert ist. Praxis ist daher immer schon situiert, d.h. in einer „natürlichen und sozialen Situation“ verankert (ebd., 517). Dies bedeutet, dass auch die historisch-spezifischen Naturverhältnisse den Individuen in gewisser Weise inkorporiert und das Medium ihres Handelns sind. Denn Natur ist bei Merleau-Ponty „immer eine durch eine Geschichte hindurch scheinende Natur“ (ebd., 376), die in historisch unterschiedlichen Praxisformen angeeignet, transformiert und symbolisiert wird. Hier ist der von Adorno und Horkheimer geprägte Begriff der gesellschaftlichen Naturverhältnisse durchaus anschlussfähig, der im Kontext sozial-ökologischer Forschung auch in Hinblick auf Geschlechterverhältnisse erweitert worden ist. So begreift Diana Hummel „gesellschaftliche Naturverhältnisse“ als „die historisch variablen Beziehungen, welche Gesellschaften in unterschiedlichen Handlungsbereichen sowohl zur ‚äußeren‘ Natur als auch zur ‚inneren‘ Natur der Individuen aufbauen. (...) Basale Naturverhältnisse sind z.B. Arbeit und Produktion, Fortpflanzung, Ernährung, Möglichkeiten der Fortbewegung oder die Ordnung der Verhältnisse zwischen den Geschlechtern und zwischen den Generationen“ (2000: 318). Auch wenn hier viele Fragen allererst angesprochen und noch keineswegs beantwortet sind, zeigen diese praxeologischen Zugänge doch, dass Körper und Natur und damit auch „biologisches Geschlecht“ ohne die Annahme von fixen Wesensannahmen denkbar sind und ohne dass es zu einer Hypostasierung des Flexibel-Veränderlichen kommt, die dazu tendiert, technowissenschaftliche Illusionen und neoliberale Ideologeme zu verstärken. Sie können daher als Bausteine für die Weiterentwicklung feministischer Theorie gelten.

⁷ „Sozial- und kulturwissenschaftliche Konstruktivismen greifen wie selbstverständlich auf eine technische Begrifflichkeit zurück, die vielleicht einmal Teil ihrer provokativen Wirkung war: ‚Konstruktion‘ gehört in erster Linie in den Bereich des Technischen, Maschinen werden konstruiert, ‚Konstruktionslehre‘ ist ein etablierter Bestandteil der Ingenieurausbildung.“ (Paulitz 2004: 103).

⁸ Bereits Simone de Beauvoir hatte Merleau-Ponty für ihre Körperkonzeption in Anspruch genommen. „Wenn in der Perspektive, die ich einnehme und die der von Heidegger,

Sartre und Merleau-Ponty entspricht, der Körper kein Ding ist“, schreibt sie in *Das andere Geschlecht*, „so ist er eine Situation: er ist unser Zugriff auf die Welt und der erste Ansatz zu unseren Entwürfen“ (1992: 59). Von hier aus zieht sich eine Rezeptionslinie bis zu Judith Butler, die nicht nur dem Existenzialismus von Beauvoir viel verdankt sondern auch, „unter der Bedingung, dass die leibliche Existenz geschlechtsspezifisch gedacht wird“ (Stoller 2000: 204), kritisch an Merleau-Ponty anknüpft.

Literatur

- de Beauvoir, Simone: *Das andere Geschlecht*. Reinbek bei Hamburg 1992
- Braidotti, Rosi: „Patterns of Dissonance: Women and/in Philosophy“. In: Nagl-Docekal, Herta (Hg.): *Feministische Philosophie*. Wien 1990, 108-123
- Candeias, Mario: *Neoliberalismus – Hochtechnologie – Hegemonie. Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise*. Hamburg 2004
- Derrida, Jacques: *Grammatologie* (1967), Ff/M 1983.
- Deleuze, Gilles und Guattari, Félix: *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie* Bd. 1 (1972). Frankfurt/Main 1977
- Engel, Antke: *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt/Main und New York 2002.
- Escobar, Arturo: „After Nature. Steps to an Antiessentialist Political Ecology“. In: *Current Anthropology*, Bd. 40, Heft 1/1999, 1- 16
- Galison, Peter: „Die Ontologie des Feindes. Norbert Wiener und die Vision der Kybernetik“. In: Hagner, Michael, Rheinberger, Hans-Jörg und Währig-Schmidt, Bettina (Hg.): *Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur*, Berlin 1997, 281- 324
- Hayles, Katherine: *How we became posthuman. Virtual bodies in cybernetics, literature, and informatics*, Chicago u. London 1999.
- Helduser, Urte, Marx, Daniela, Paulitz, Tanja und Pühl, Katharina: „Einleitung“. In: Helduser, Urte, Marx, Daniela, Paulitz, Tanja und Pühl, Katharina (Hg.): *under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*. Frankfurt/Main und New York 2004, 11-30
- Hummel, Diana: *Der Bevölkerungsdiskurs. Demographisches Wissen und politische Macht*. Opladen 2000.
- Klinger, Cornelia: „Essentialismus, Universalismus und feministische Politik“. In: Lutter, Christina und Menasse-Wiesbauer, Elisabeth (Hg.): *Frauenforschung, feministische Forschung, Gender Studies: Entwicklungen und Perspektiven*. Wien 1999, 95-116.
- Klinger, Cornelia: „Eine Fallstudie zum Thema postmoderne Philosophie der Weiblichkeit: Jacques Derrida, Sporen: Die Stile Nietzsches“. In: Amstutz, Natalie und Kuoni, Martina (Hg.): *Theorie – Geschlecht – Fiktion*. Basel und Frankfurt/Main 1994, 205- 233
- Lettow, Susanne: „Neobiologismen. Normalisierung und Geschlecht am Beginn des 21. Jahrhunderts“. In: Esders, Karin, Genschel, Corinna, Hark, Sabine und Dornhof, Dorothea: *Transformationen von Wissen Mensch Geschlecht (Arbeitstitel)* erscheint 2007 im Ulrike-Helmer-Verlag.
- Lyotard, Jean-François: *Das postmoderne Wissen* (1979), Wien 1999
- Maihofer, Andrea: „Geschlecht als soziale Konstruktion – eine Zwischenbetrachtung“ In: Helduser, Urte, Marx, Daniela, Paulitz, Tanja und Pühl, Katharina (Hg.): *under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*. Frankfurt/Main und New York 2004
- Marx, Karl und Engels, Friedrich: Manifest der Kommunistischen Partei. In: *Werke* Bd. 4, Berlin/DDR 1957 ff
- Merleau-Ponty, Maurice: *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin 1966
- Morgenstern, Oskar und von Neumann, John: *Spieltheorie und wirtschaftliches Verhalten* (1944), Würzburg 1961
- Paulitz, Tanja: „Engendering in Engineering. Zur Historisierung von Konstruktion als technische und vergeschlechtlichte Metapher“. In: Helduser, Urte, Marx, Daniela und Pühl, Katharina: *under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*. Frankfurt/Main und New York 2004, 103-113
- Pühl, Katharina: „Der Bericht der Hartz-Kommission und die ‚Unternehmerin ihrer selbst‘: Geschlechterverhältnisse, Gouvernementalität und Neoliberalismus“. In: Pieper, Marianne und Gutiérrez Rodríguez, Encarnación: *Gouvernementalität. Ein sozialwissenschaftliches Konzept in Anschluss an Foucault*. Frankfurt/Main und New York 2003, 111-133
- Schmitz, Sigrid: „Hirnbilder im Wandel? Kritische Gedanken zum ‚sexed brain‘“. In: Mauss, Bärbel und Petersen; Barbara (Hg.): *Das Geschlecht der Biologie*. Talheim 2006 (im Erscheinen)
- Stoller, Silvia: „Merleau-Ponty im Kontext der feministischen Theorie“. In: Guiliani, Regula (Ed.): *Merleau-Ponty und die Kulturwissenschaften*. München 2000, 199-226
- Wiener, Norbert: *Mensch und Menschmaschine*, Frankfurt/Main und Berlin 1952.

Susanne LETTOW,

promovierte Philosophin, war Lehrbeauftragte für Gender Studies an der Freien Universität Berlin und der Universität Siegen. Sie war von 2004-2006 Lise Meitner Fellow am Wiener Institut für die Wissenschaften vom Menschen. Ihre Dissertation erschien 2001 mit dem Titel *Die Macht der Sorge* (Verlag Edition Diskord). Zahlreiche weitere Publikationen zu feministischer Philosophie und Theorie sowie zu historischen und politischen Themen. Derzeit forscht Susanne Lettow über die Zusammenhänge zwischen den neuen Biotechnologien und philosophischen Positionen.

Performance in everyday life and The rediscovery of the “Self” in Iranian Weblogs

Masserat Amir-Ebrahimi

*Who am I then? Tell me that first, and then, if I like being that person,
I'll come up: if not, I'll stay down here till I'm somebody else.*
Lewis Carroll, “Alice’s Adventures in Wonderland”

In spite of claims to a ‘universal’ language, the internet is a new public space/sphere grounded in particular socio-cultural aspects of everyday life. Its cultural significance varies considerably from place to place according to people’s diverse experiences, lacks, needs and aspirations. In democratic societies, cyberspace is often viewed as an ‘alter’ space of information, research and leisure that functions in a parallel or complementary fashion to existing public spaces and institutions. In countries where public spaces are controlled by traditional or restrictive cultural forces, however, the internet can take on varied significance. In Iran, where the public sphere is closely monitored and regulated by traditional and state forces, the internet has become a means to resist the restrictions imposed on these spaces. For people living in these countries, especially marginalized groups such as youth and women, the internet can be a space more ‘real’ than everyday life. From this perspective, an analysis of internet use is an important tool by which to study socio-cultural forms hidden in everyday life but revealed in the virtual world.

One of the best ways to study the socio-cultural ramifications of the internet in Iran is through weblogs which became immensely popular after the Unicode system made typing in Persian possible. Weblogs, especially among middle class youth, have become a key site for Iranians to participate in the new virtual world and, at the same time, rediscover their own selves and desires while constructing new relations and communities often not possible in real spaces. Weblogs also reveal important trends, desires and transformations in the subjectivities of Iran’s next generation as well as an ongoing struggle between youth and traditional and state authorities over the limits

placed on public discourse.

In this regard, the Internet and weblogs can be considered a tool of empowerment for youth and women, as well as other marginalized social groups. For youth, this empowerment begins with a redefinition of the Self and consolidation of new identities. Many of them believe that their “real/true” identities have been “lost/repressed/hidden” in the real/physical public spaces of Iran. The act of weblog writing in the universal, yet also semi-private space of the internet, can help them discover, reconstruct or crystallize their “true” selves in virtual public spaces. In the absence of the body, these new “bodiless-selves” enter a new world and form new communities which are restricted and controlled in their real physical spaces. At the same time, this study found that some of these new identities can encounter new sources of limitation, self-censorship and disempowerment in virtual as well as real spaces.

Daily performance in public spaces in Tehran

Ervin Goffman has convincingly argued that in every society individuals consciously play roles and wear social masks in public spaces. In Anglo-American culture, for example, conceptions of behavior take two forms: they can be real, sincere and honest or they can be false and contrived¹. In either case, these social masks represent conceptions that we have formed of ourselves. In democratic societies, social masks and roles tend to more closely resemble an individual’s true character. The false mask is taken as unserious and insincere performance, while the real and

¹ Erving Goffman, *The Presentation of Self in Everyday Life*, New York: Doubleday 1959, p. 71

honest one is “an unintentional product of the individual’s unselfconscious response to the facts in his situation.”² Though social roles are also multiple and pre-determined (a woman, for example, can simultaneously be employee, wife and mother), the dominant culture allows individuals the freedom to select according to one’s own character.

In societies like Iran after the revolution, where public spaces are regulated by the religious state and the tradition, real and honest performances are more difficult to realize, especially for women and youth. During Iran’s 1979 revolution, Tehran’s urban public spaces – similar to many other countries during a revolution – became the scene of revolutionary spectacle. The revolutionary masses appropriated the streets to participate in the overthrow of a long-standing monarchy and display their support for a new revolutionary authority. With the establishment of the Islamic Republic, however, revolutionary performances became institutionalized. New patterns of behavior and predetermined social roles based on Islamic and ‘traditional’ values were invented in terms of appearance, body language and speech. Adaptation to these new kinds of performances became crucial to social negotiations in post-revolutionary Iranian society.

In the first decade after the revolution, for example, interactions with government institutions and bureaucrats necessitated a specific model of self-presentation. Men were required to wear dark-colored clothing, three-day facial stubble and long-sleeve shirts buttoned to the neck. Women had to appear without any make-up in a black chador or dark-colored manteau and maqna’e³. Besides conforming to Islamic dress, this model sought the erasure of any indicator of socio-cultural or economic difference.

A non-traditional model of self-presentation, nevertheless, continues to exist alongside the new Islamic codes, especially in settings outside the direct control of the state. In private offices, shop-

ping centers, parks, restaurants, cinemas, and other loci which symbolize Western settings, ‘modern’ appearance, behavior and speech are the socially expected norm. An entirely different set of performances and rules, however, are required in traditional settings, such as the bazaar, mosques and older and traditional neighborhoods. By negotiating the appropriate appearance and conduct in such diverse public and private settings through the use of multiple behavioral strategies, individuals preserve and sustain their real selves in everyday life.

Since the revolution, more than ever before, ‘multiple personalities’ have become second nature to Iranian society. To maintain their security and right of presence in social spaces, individuals must obey assorted codes that are particular to each space (private, public, official, etc.) or vis-à-vis their counterparts (women/men, youth/elders, children/parents, students/instructors, ordinary individuals/morality enforcers). While such codes existed in Iran well before the revolution and in general, more or less in any society, the Islamic Republic has refashioned them, forcing individuals to play roles and to adapt new appearances according to the revolutionary moral system. This has led to a strategy of dissimulation and invisibility that has become part of the process of social inclusion and negotiation in post-revolutionary Iran. This dissimulation and social invisibility in terms of appearances and behaviors is constantly shifting according to variables such as place, time and spectators, and is defined according to the status, gender and age of social actors. For many women and youth, for example, particular urban districts and hours of the day demand concomitant performances.⁴

As women and youth have traditionally been the focus of moral monitoring and control, their public compliance has been especially important in the post-revolutionary era. Initially, women and young men’s social presence was preconditioned on conforming to constructed models based on religious figures such as Hazrat-e Fate-

² *ibid*, p.72

³ *Chador* is a long outer garment, open down the front, and draped over a woman’s head and extending to her feet. The loose fabric is enfolded in such a way as to conceal the woman’s body while keeping her face and hands exposed. *Manteau* is a loose-fitting coat varying in length and thickness. *Maqna’e* is a fabric that is worn over a woman’s head to conceal her hair and that extends to her chest.

Fitted around the hairline to frame the face, the fabric falls loosely from beneath the chin to the chest for the concealment of the neck and chest as well.

⁴ Masserat Amir-Ebrahimi, “Public Spaces in Enclosure” in *Pages: Public and Private*, 1, 2004, Rotterdam- Holland, Witte de With Center for Contemporary Art, (pp.3-10) http://www.pagesmagazine.net/gfx/uploads/PAGES1_fulltext.pdf

meh and Imam Hussein. These models, however, have been outpaced by rapid changes in the modern world⁵ and, consequently, appropriated by youth and women in new ways. Paradoxically, by adapting and conforming their appearance to these predetermined Islamic socio-cultural models, Iranian youth and women gradually introduced major and irreversible social changes to them. In recent years, women and youth affected small and seemingly unimportant, yet continuous changes in their appearance, demeanor, and social presence in homeopathic doses which ultimately has changed dominant models of self-presentation and led to new and spontaneous forms.

Even with these relative gains in freedom, for many women and youth revealing their “true selves” after almost three decades of conformity, dissimulation and social invisibility is not an easy task. In Iranian society, visibility in public spaces entails individuals putting their selves on display before the judgment of traditional society and risking the loss of social security. Three decades of continuously playing contradictory roles in different spaces (in action or reaction to the codes of conduct of a revolutionary society) has led to a kind of identity crisis, especially among youth, whose only lived experience is under the Islamic Republic.

Thus, for many Iranian youth the main questions today are: Who am I? What do I want? If I were somewhere else, how would I live? How would I dress? With whom would I associate? In the spaces of my daily life, to what extent am I “myself”? These are questions that perhaps do not plague the youth of other countries to such an extent. In a society where, despite the state’s restrictions, new relations and patterns of behavior have become ‘normal’ for at least the middle-class, individuals want to re-define their ‘self’ according to new definitions which are not based on a particular model, or as a reaction to them. For many Iranian youth, there is no opportunity to live elsewhere. As such, one of the most effec-

tive and immediate means of self rediscovery is through the internet, where prescribed or reactive roles in “real” space can be abandoned in favor of desired or truer identities in “virtual” space.

Rediscovery of the self in virtual space

The absence of the body in virtual space allows for the formation of identities and roles that differ from those possible in the real world. In Iran, the internet has become a key space for the rediscovery of self, socialization, dialogue, and the creation of social life that for various social, cultural, and political reasons does not often exist in real public spaces. The lack of freedom in real public spaces has rendered virtual spaces an important site for new encounters, the formation of communities, finding friends (especially of the opposite sex) and, finally, the possibility of redefining the self according to one’s own narrative/liking.

Thus, virtual space in Iran is a space for shaping repressed identities in all their simple and complicated forms. Through the continuous practice of writing, individuals can assert layers of their personality that they were hitherto unable to in real life. It is a new public space which has more qualitative than quantitative importance for Iranians. In this new space, youth, women and intellectuals (and other educated groups who have been excluded from the real public sphere) are making their voices heard, especially through weblogs.⁶ The arrival of the Unicode system in the digital world has made the entry of young middle-class Iranians in cyberspace much easier; the Persian font and the possibility of typing in Persian have made possible an indigenous approach to the internet. The introduction of different scripts in the internet transformed the cyberspace from a *tool* to a *sphere* for many different groups. Weblogs have since become another “real” space to discuss matters censored in ordi-

⁵ See Ziba Jalali Naini, ‘Women’s Studies in Iranian universities: Seizure of a fading movement’ and Nayereh Tohidi, ‘The Iranian Feminist Movement’s Global Connections,’ *Goff-o-gu*, # 38, 2003, Tehran.

⁶ Weblog is a personal cyber-journal, consultable by all internet surfers that became widespread in 1999. One of the important characteristics of weblogs is their comment section, which allows intensive interactions between readers and the blogger. The first Iranian weblog was created on September 2001 by Salman Jariri (salman’s

weblog) (<http://www.globalpersian.com/salman/weblog.html>).

Two months later Hossein Derakhshan (<http://i.hoder.com/>) a young Iranian journalist released a weblog construction guide in Persian. In its short life, Iranian blogosphere (weblogestan) has obtained quantitatively an important place in the world’s blogosphere and qualitatively lots of attention because of their varied contents as well as their political and social impact in the Iranian society.

nary and real public spaces, but this time more through text than talk. Weblogs, through their “comments” section, allow an open and wide discussion between different social actors on an unprecedented scale. The continual availability and the access to past written posts and archives, give youth greater self-awareness. More than any other generation, they have the ability to review and consider their past, their evolution and their relations with others. In addition, weblog archives provide others with the ability to judge and comment on their track records. The existence of such archives forces bloggers to think more about what they write and accept responsibility for it. It goes without saying that the more famous the blogger, the more responsibility s/he feels towards his/her readers.

Through text and personal history, individuals gradually create a narrative of “self” in the virtual space which is entirely new, even for them. Through this narrative, individuals undergo a process of identity-formation which the virtual world makes increasingly possible. In transient interactions such as in chatrooms, these identities can be temporary and unstable. In weblogs, however, identities are gradually formed, crystallized and transformed into the “secondary identities” for bloggers. The first step of the construction of new identities here is the weblog name; which not only contains an identity, but also reveals the personality of the blogger. At the same time, because this new persona is formed through writing and possesses a past that can be accessed in the archives, weblog readers address and interact with a consistent virtual character. To maintain this consistency and coherence of character, the blogger is obliged to abide by a more vigorous discipline of thought and articulation than is required in real spaces. The individual acquires a new ‘real’ or “constructed” virtual identity that can be measured and judged by others. Daily and repeated writings, the existence of an archive, and permanent exposure to others’ opinions give individuals a broader conception of “self.” According to Rebecca Blood⁷, one of the world’s first bloggers,

“Shortly after I began producing Rebecca’s Pocket I noticed two side effects I had not expected. First, I discovered my own interests. More importantly, I began to value more highly my own point of view ... In composing my

link text everyday I carefully considered my own opinions and ideas, and I began to feel that my perspective was unique and important...

The blogger, by virtue of simply writing down whatever is on his mind, will be confronted with his own thoughts and opinions. Blogging every day, he will become a more confident writer. A community of 100 or 20 or 3 people may spring up around the public record of his thoughts... As he enunciates his opinions daily, this new awareness of his inner life may develop into a trust in his own perspective. Accustomed to expressing his thoughts on his website, he will be able to more fully articulate his opinions to himself and others.”⁸

Rebecca Blood’s account of her experiences with blogging reveals that in spite of the absence of the body in virtual space, a continuous presence of mind before others leads to the attainment of an identity that is clearer and even stronger than the one existing in physical space. Individuals who do not self-censor and openly express themselves gradually acquire an identity that is more well-rounded and self-aware. This can even be true for individuals who consciously or subconsciously censor themselves. For these individuals, perhaps the “comments” section, where others interact with the blogger and react to his or her writings, becomes a mirror in which they can see themselves as they are seen by others and establish their position in virtual society. Allowing others to express themselves in a space which is considered personal, reading and refusing to delete their opinions and reactions ultimately amounts to a new kind of social negotiation through transparency and non-censorship in virtual space. According to an Iranian blogger:

“In my previous weblog there was no ‘comments’ section. I mean, I did not allow others to voice their opinions, although it had plenty of visitors. From the beginning to the end, it was like no one was even there, much like the way I lived. The things I wrote in it were offensive to some, or seemed to be selfish to others....When I started my new weblog...it came with its own ‘comments’ space. I began to find it very interesting. As others commented and I responded, I noticed a gradual change

⁷ <http://www.rebeccablood.net/index.html>

⁸ Rebecca Blood: *Weblogs: a history and perspective*, 7

in my real life as well. It was like I began accepting others more readily. Because of this, I show up more often in gatherings and express myself. It just happened on its own, and the weblog affected my life.”⁹

The crystallization of identity through weblogs

Perhaps one of the most important effects of a weblog is its influence on the socio-cultural character and its freeing of the hidden layers of the individual’s identity. Just as in politics where the main tendency of the world is the move from a monophonic and autocratic system to a polyphonic and democratic one, in the social arena also a single static conception of the self is changing to a new narrative where the self is multiple, fragmented, flexible and composite. According to the Iranian philosopher, Dariush Shayegan:

“Today’s human being can no longer contain their existence within the confines of one defined identity. The more we emphasize our own identities, the more we proclaim our affiliation to a certain group or nation, the more we show the vulnerability of our own identities. In this sense, people today have an identity crisis in that identity is no longer a unified compilation of stable and definitive values.”¹⁰

Shayegan cites the Italian writer, Erri de Luca, who points to the importance of writing in the formation and shaping of diverse identities:

“Every one of us has hidden multitudes within ourselves, even though, with the passage of time, we are drawn to transforming this multiplicity into a groundless individual. We are forced to remain individuals and have only one name to which we are accountable. Therefore, we have habituated the diverse personalities within ourselves to silence. Writing helps us rediscover them.”¹¹

From this perspective, the internet and weblogs become a space to define identities and unknown

layers and/or reproduce the silenced and diverse multiplicity within individuals. Sometimes the hidden layer is that personality which the weblogger because of social and cultural limitations is forced to repress in the real world, and through writing and often under a pseudonym, now reveals in virtual space. Other times, it is the persona that the individual has dreamt of presenting but because of psychological and social impediments has been unable to do so. This latter definition shows itself more in democratic societies. Sherry Turkle quotes a conversation with a woman who has made a date with a man she has been chatting with for several months. The woman is anxious because she feels a schism between her virtual and real identities:

“I didn’t exactly lie to him about anything specific, but I feel very different online. I am a lot more outgoing, less inhibited. I would say I feel more like myself. But that’s a contradiction. I feel more like who I wish I was. I’m just hoping that face to face I can find a way to spend some time being the online me.”¹²

If in chatrooms this identity-formation only takes shape through continuous interactions with specific people, in weblogs this process occurs more thoroughly. Shabah (Spectre) is a famous Iranian weblogger whose identity is unknown to most of his readers. However, his spectral and invisible identity was gradually stabilized and crystallized and also influenced his real identity. Shabah seems to be a middle-aged educated male, whose frequent and active presence in virtual space has garnered him a wide readership, especially among young webloggers. Even though, owing to his sex and age, Shabah can enjoy more freedoms than women and more stability than youth, he believes that blogging has changed him and that continuous interaction with his readers has released an inner “me” of which he was previously unaware:

“Virtual life is not entirely fulfilling but it is an enjoyable life. Part of the personality is given a chance to appear without the presence of the body...even though, ultimately, a big part of the self comes out through writings and

⁹ <http://www.geocities.com/masborbor/english.htm>
Note that all quotations in this article belong to a study that I conducted on Iranian weblogs and webloggers between 2002 and 2004. The results of this study have been published in different articles. According to the wish of the participants, all quotations are attributed to their weblog names and addresses and not their true names.

Quotations taken directly from their weblogs can be found in their archives.

¹⁰ Dariush Shayegan, *Ex Occidente lux*, F. Valiani (Persian trans.) 2001, Tehran, Farzan, p. 134

¹¹ Cited in Shayegan, 2001: 133

¹² Sherry Turkle, *Life On the Screen*, 1995, New York, Touchstone, p. 179

thoughts. With the passage of time, the virtual personality conforms to the real personality. This virtual life has had a spectacular effect on my real life. In fact, this real “me” is no longer the same real “me” of before. I am pleased with this virtual “me” and with the effect it has had on the real “me,” and I have all of you to thank.

I want to say that the opportunity to reveal this virtual personality was made possible by this space. I have learned and grown a great deal in these past two years.... I sometimes don't recognize myself....It's as if somebody else was breathing inside me. The one who was imprisoned in this body for years has now, because of your kind sting, been released.”¹³

The extent to which the individual constructs his or her identity in weblogs is a question that many have asked in their real lives. As previously stated, this identity takes shape through the passage of time and the accumulation of records. Ultimately, the multiple images of “self” solidify to form a new persona which is composed of the individual's hidden layers or image of a particular social character which s/he feels obligated to respect in real space as well. According to Osyan (Rebellion):

“At first you build a weblog, then, it is your weblog which manipulates you. Sometimes I think that I must adhere to that personality that I am showing in my weblog. Not only to pretend, but I must make this personality consistent. For example, if I made a claim to feminism, then I must live up to it in my real life.”¹⁴

Gender and the “self,” inside the mirror

Perhaps one of the main reasons for the popularity of the internet and the high use of weblogs among Iranian women, youth and intellectuals, is the search for and reconstruction of a lost or forgotten identity. In the process of recreating identities, the virtual space of the internet becomes a new mirror in which individuals see themselves the way they truly are or want to be,

or see those parts of themselves that they have censored. For many bloggers, the weblog becomes a mirror into their souls; a place where they represent their true selves and define themselves according to their liking, without the social and cultural constraints that impede them in real spaces. For women, who are constantly playing roles in a moralistic society, this takes on added significance. The internet and weblogs become a mirror in which youth and women can see their “hidden selves” and/or “repressed selves”:

“For me, “mirror” is the best description for the weblog. Because there, we learn to look at ourselves with a new look. We look at our “self,” but we can also look as we want to, like in a mirror.” [Male blogger – Alpar]¹⁵

“In Iran, sometimes you forget who you are. Then I come and read my weblog and I find myself there, it calms me and I feel better.” [Female blogger – Pagard]¹⁶

“On the internet like in the real world, men are much more themselves. In the real world of the Iranian society, women have many more hidden layers. Here on the internet, they can reveal them easier.” [Female blogger – Fasl-e-zan]¹⁷

Here lies the main difference between Iranian female and male bloggers. In most interviews, men bloggers believed that the self-image they presented in their weblogs was very similar to their real selves. As in real life, where they feel less obliged to play predetermined roles, in weblogs men also felt less of a need to play roles in comparison to women. Women tend to maintain a more guarded persona in weblogs. The absence of face to face contact allows women more freedom to express themselves and their desires in virtual space, especially when they remain unknown and anonymous. When their identity is revealed, however, cultural codes limit women's self-expression as it does in the real world and inhibits their ability to show their true personality even in weblogs.

In spite of the increased feelings of freedom in cyberspace, both female and male bloggers practice self-censorship. Yet, their censorship of the

¹³ Spectral narcissism, 24 January 2004: <http://www.shabah.ir/archives/000985.php>

¹⁴ <http://www.osyan.net/>

¹⁵ <http://alpr.30morgh.org/>

¹⁶ <http://pagard.ayene.com/>

¹⁷ <http://maryamir.com/>

“self” is different in cyberspace in the sense that the individual decides the limits. In this regard, the subjectivity of the “self” among bloggers is one of the most important characteristics of this medium:

“We could have called the ‘self’ the ‘individual’ instead. But why do we say ‘myself’? We are witnessing a sort of beginning and end of everything. ‘Myself’ starts with ‘me’ until it’s censored. It is me who censors, me who eliminates, me who types. The subjectivity is very important, and more important is the fact that no one else plays a significant role in it.” (Male blogger – *Alpar*)¹⁸

Censor and self-censorship in weblogs, a gender perspective

In cyberspace many rules and concepts are radically different from the real world. In the real world, power and authority are related to the opacity of information and, thus, to censorship. The spirit of the internet, however, is premised on transparency and, thus, the absence of opacity and censorship. It is in this sense that the struggles of Iranian youth to remove state imposed filters on weblogs and websites can be understood as the start of a social movement for empowerment. Many Iranian bloggers, regardless of age and gender, believe that the state has no right to filter any website (porn, political, religious, etc.). They believe websites should be accessible to all and that their viewing should be a matter of individual choice. This, however, does not mean that they favor no controls on internet usage. Indeed, many bloggers support some kind of ethical code in their virtual communities, including certain restrictions on pornography, especially child pornography. Nevertheless, the primary concern of the majority of female bloggers is the preservation of their anonymity and independence:

“The ethics of weblogs has its roots in the outside world. Outside we have many restrictive ethical codes, but here on the weblog we also have some very useful ones. For example, to expose one’s identity or to interfere with other weblogs is considered a betrayal.” (Female blogger – *Fasl-e zan*)¹⁹

The attitude of interviewed bloggers to porn sites is revealing. Some considered porn sites potentially educational, especially if they contained information about sex. Even more interesting, however, is for cultural reasons, that many bloggers believed that the majority of erotic weblogs or websites purportedly written by women were, in fact, penned by men: “because a woman would never write like that!”

In fact, the important cultural and gender bias placed on what is considered vulgar in Iran can be observed in the different ways that women and men censor themselves in weblogs. Perhaps owing to their greater socio-cultural freedoms, men primarily feel the need to practice self-censorship in socio-political matters. In their weblogs, the boundary between acceptable topics of discussion and vulgarity is more defined and similar to the real world than for women. Many men do not like to write about their personal lives just as they choose not to speak about it in their real lives because they consider such revelations a “girl’s occupation.” In spite of this male chauvinism, many young men are beginning to write more introspectively in their weblogs. The key difference, however, between men and women is that in general young men feel much more free to express their personal experiences with dating and the opposite sex. In fact, many Iranians believe that it is the right of men to talk about their intimate experiences up to a certain point, but view such revelations by women as vulgar. While men tend to not judge each other over these matters, this is not the case for women who generally refrain from writing about such topics.

The greater freedoms accorded to masculine subjectivities is one of the main reasons that male bloggers tend to write under their own names much more frequently than women bloggers. Many men believe that they do not need to have multiple weblogs, because they can express themselves through a single weblog:

“Once, last year, I stopped blogging for two months ... After two or three weeks of not writing, I knew I was unable to write anonymously. I saw that even if I had the choice to write in five weblogs, I couldn’t do so ... Maybe it was a problem of time as well, but I thought

¹⁸ <http://alpr.30morgh.org/>

¹⁹ <http://maryamir.com/>

that a person can't have five mirrors, he can only have one." (Male blogger, *Alpar*)²⁰

For women, self-censorship is primarily socio-cultural in nature and speaks of their conditions as women in real life. Since women are under more pressure to fulfill their social roles in public spaces, in virtual space they are more cautious and self-conscious of their roles as women than as citizens. Many women who enter cyberspace and weblogs with their real names and identities (known or later revealed), soon afterwards must contend with the same limitations and restrictions they face in everyday real life:

"Because my weblog has been identified, I can't say everything because there are eyes watching me. If my family discovers my weblog, they want to see me there still in the same way that I am at home. Therefore my weblog is not similar to me except when it turns into a shout. For example, if I fall in love, I will never write about it in my weblog unless a line of poetry comes to me, and I write it. My identity is known by others, so my weblog became part of my public life, not my private life. There, like in real world, I can not accurately reveal myself.

This kind of self-censorship exists even when the female blogger's real identity remains unknown to readers, while her virtual identity has become established and famous. In these cases, female bloggers try to present a socially acceptable and decent image through a constructed identity. For this reason, some female bloggers prefer to have two or more weblogs. In one weblog they present their established (real or virtual) identity, and in their other weblogs, they write under other pseudonyms about issues which are not possible to discuss in their main weblog. For example, the weblog *Nooshi va Joojehash* (Nooshi and her chicks)²¹, was written by a woman in the middle of a legal battle over the custody of her children. The weblog was characterized as a 'mother's weblog' in that Nooshi ordinarily wrote about the humorous words and deeds of her children. She rarely commented about herself or her personal problems. Although this weblog enjoyed a wide readership and her

real identity was unknown, her established virtual identity prevented her from speaking openly about herself:

"If one day I want to speak about myself as a woman, it will not be possible in this weblog. I would have to anonymously open another weblog and speak about myself as a woman, and not as a mother. Because if I mix up womanly issues with motherly ones in my weblog, I will certainly lose many of my readers."

When the real identity of a person (particularly women and youth) are revealed in weblogs, most individuals are forced to retreat to their artificial personalities of the real world and follow those same limitations and requirements in the virtual world. Sometimes also under the pressure of the physical / real world they should stop writing. Put another way, the virtual space of weblogs becomes another manifestation of the real space, where the individuality of a person (woman) should become annihilated. However, the possibility of free expression is a valuable one, which bloggers are unwilling to abandon easily. For them, honesty with oneself is an irreversible experience, even if there is a heavy price to pay in the real world. For some female bloggers who have experienced free expression and interaction, a return to the limitations of the real world is far more difficult than accepting the consequences of "being oneself" in virtual space:

"This weblog was supposed to be a window for unspoken words, for those things that I couldn't or wouldn't say, to write those unspoken words that can't be uttered in front of "elders" because they judge against their own standards. Initially, when the writer of 'Carpe Diem' was just a name, everything was really good. However, it gradually became more difficult. The temptation to see the rest of the names resulted in Aida's name slowly acquiring a particular face.... For a while, I didn't like this. I didn't want to have to censor myself in my own little world. However, I slowly got used to it. Not to censorship, no. But to being myself and to not think of people who judge me based on my writings when I write. (*carpe diem* – *Aida*)²²

²⁰ <http://alpr.30morgh.org/>

²¹ Telephone interview, <http://nooshi.blogspot.com/> (Nooshi stopped writing since 2005)

²² Carpe Diem – Aida <http://www.ayda.ws/>. (stopped

writing this blog on February 24, 2004 and has opened another one where she is writing under another pseudonym unknown by many of her ex-readers.)

As a new domain and public space in Iran, weblogs have acquired various meanings for Iranian women and youth. On the one hand, they are used in the process of identity construction and self rediscovery. On the other hand, they have created new relationships based on the free and democratic space of the internet. For years, under the influence of traditional society, women and youth have stifled their real selves to fulfill their prescribed roles. But the process of identity formation and search for identity, alongside lessening social restrictions of recent years, has resulted in real spaces acquiring a capacity to break the authority of traditional society and question the traditional relationships that govern Iranian society.

The possibility of listening to women's speech/feminine discourse and men's speech/masculine discourse, as well as those of youth as it relates to their needs, dreams, thoughts and challenges through text, without the presence of the body, and with the elimina-

tion of boundaries between private and public discourse, has created a new opportunity for Iranians to discuss matters in ways which were not possible before. In this light, the Iranian weblogestan (weblog-land) has become a new public sphere, non-existent in the Iranian real world.

Although these new dimensions can also be constructed and transient, they pose multiple and diverse questions, each of which can be pieces of a fragmented mirror that form a whole. For most Iranian bloggers, the weblog is a mirror that reflects their inner realities – the way they really are (or think they are) or want to be, not the way they learned to be in traditional society. For Iranian youth, the construction of a new order under the Islamic Republic based on awareness and understanding of the self provides a sense of freedom in a space where they can reach and rediscover the "self" that had been stifled. This is the wondrous journey in the wonderland of the weblog.

Masserat AMIR-EBRAHIMI

is an urban sociologist and geographer (Paris X – Nanterre) who has worked extensively on Tehran, particularly on the southern parts of the city. From 2001 – 2004 she was the executive and scientific coordinator of the Atlas of Tehran Metropolis <http://www.tehrangis.com/atlas/> a collaborative project between Le monde iranien- CNRS (Paris) and TGIC (Municipality of Tehran). She is currently the Nikki Keddie-Balzan Fellow at the University of California Los Angeles (UCLA), in the departments of Sociology and Geography, where she is conducting new researches on gender and public spaces and the emergence of new public spheres in Iran.

Masserat AMIR-EBRAHIMI

ist Stadtsoziologin und Geographin, die an der Universität Paris X – Nanterre promoviert hat. Umfangreiche Arbeiten über Teheran, besonders über die südlichen Bezirke der Stadt. Von 2001-2004 war sie leitende Koordinatorin des Atlas von Teheran <http://www.tehrangis.com/atlas/>, einem Gemeinschaftsprojekt in Zusammenarbeit mit Le Monde Iranien CNRS (Paris) und der TGIC, Stadtgemeinde von Teheran. Sie ist derzeit Nikki Keddie-Balzan Fellow an der Universität von Kalifornien in Los Angeles (UCLA), an den Instituten für Soziologie und Geographie, wo sie ihre Studien über Gender, öffentlichen Raum und das Auftreten neuer öffentlicher Sphären im Iran fortsetzt.

Karrieren trotz Barrieren?

Carina Sulzer

1. Culture Biz – Weibliche Karrieren in Film und Verlagswesen

Im Herbst 2005 erschien die Studie *Culture Biz*¹, die die Forschungsergebnisse einer breit angelegten Studie über weibliche Karrieren am Buchmarkt und im Filmgeschäft zum Inhalt hat. Renommierte Forschungsinstitute aus vier europäischen Ländern – Deutschland, Finnland, Österreich und Portugal – untersuchten darin Bildungsverläufe, berufliche Erfahrungen, Karrierechancen und die Geschlechterverteilung in ausgewählten Bereichen, um die aktuelle Situation von Frauen in den entsprechenden ‚Creative Industries‘² möglichst umfassend zu dokumentieren. Der österreichische Kooperationspartner war das Institut Mediacult, das, ebenfalls in Zusammenarbeit mit den erwähnten Forschungsinstitutionen, bereits in den Jahren zuvor zwei ähnliche Studien vorgelegt hat, die sich mit weiblichen Karrieren in diversen Branchen des kulturellen Sektors beschäftigen³.

Unsere Ausgangsfrage galt besonders dem Bild von Frauen in Führungspositionen, das häufig in Zusammenhang mit Gender Mainstreaming und ähnlichen Frauenförderungs-Programmen auftaucht, im Verhältnis zur realen Situation von Frauen, die wir uns zum Forschungsgegenstand machten⁴. Während sich Gender Mainstreaming-Programme abseits des öffentlichen Sektors überwiegend auf bloße Lippenbekenntnisse reduziert finden, entlarvt der empirische Befund das in Hochglanzmagazinen und manchen Seifenopern gern bemühte Bild der karrierebewussten Powerfrau als Trugbild. Zumindest, wenn man der Einkommensstatistik Glauben schenkt, die zeigt,

dass Frauen von Arbeitslosigkeit stärker als Männer betroffen sind und sich die Schere in den Einkommen beider Geschlechter in den vergangenen Jahren sogar noch weiter geöffnet hat. Von einer zufriedenstellenden Frauenquote in wirtschaftlichen Spitzenfunktionen ganz zu schweigen.

Der nachfolgende Beitrag reflektiert die methodologische Vorgangsweise und die Ergebnisse der Wiener Culture Biz-Studie, wobei anzumerken ist, dass unsere ausländischen KooperationspartnerInnen zu sehr ähnlichen Resultaten gelangten. Einerseits, was den in der Tat gestiegenen Frauenanteil in manchen traditionell männlichen Positionen betrifft, aber auch im Hinblick auf die beruflichen Erfahrungen von zahlreichen Frauen, die an der ‚gläsernen Decke‘ angelangt waren. Angesichts der Fülle des erhobenen Materials aus den verschiedenen oben skizzierten Bereichen wurde im vorliegenden Fall eine Auswahl der wichtigsten Ergebnisse der Culture Biz-Studie getroffen.

Natürlich war es aufgrund der Gegebenheiten (Forschungsmittel, personelle Ressourcen und auch die ganz anders geartete Ausgangssituation der deutschen KooperationspartnerInnen) notwendig, den Forschungsausschnitt auf ein überschaubares Maß zu begrenzen. Daher wurden im Bereich des Buchmarkts und des Verlagswesens die Printmedien und der institutionelle Verkauf (Schulbücher etc.) vernachlässigt, das Hauptaugenmerk lag auf belletristischer Literatur und den entsprechenden Verlagshäusern. Von zusätzlichem Interesse waren die Literaturkritik, Literaturzeitschriften, Preise und Ausbildungswege. Um die Entwicklung über einen längeren Zeitraum hinweg einschätzen zu können, verglichen

¹ *Culture Biz – Locating Women as Film and Book Publishing Professionals in Europe*, eine ERICarts (Hg.)-Publikation in Zusammenarbeit mit FinnEKVIT (Helsinki), Mediacult (Wien), Observatorio das Actividades Culturais (Lissabon) und dem Zentrum für Kulturforschung (Bonn), Bonn, ARCCult Media, 2005.

² Ein nicht unproblematischer Begriff, der ursprünglich in einem britischen Think Tank zur Ausgestaltung des New Labour-Programms konzeptualisiert wurde, in einer ideologischen Abgrenzung zur adornitischen *Kulturindustrie*.

³ *Pyramide oder Fundament – ‚Enthüllungen‘ zur Lage der*

Frauen in Kultur- und Medienberufen in Europa, Cliche, Danielle, Mitchell, Ritva und Wiesand, Andreas J. (Hg.), Bonn, ARCCult Media, 2000.

Culture Gates – Exposing Professional ‚Gate-Keeping‘ Processes in Music and New Media Arts, eine ERICarts (Hg.)-Publikation in Zusammenarbeit mit FinnEKVIT (Helsinki), Mediacult (Wien) und dem Observatorio das Actividades Culturais (Lissabon), Bonn, ARCCult Media, 2003.

⁴ Maria Malle hat sehr viel zur umfangreichen Recherche beigetragen und zahlreiche Tabellen angelegt, Rabea Weiser hat einen Großteil der Interviews bearbeitet.

die vier Forschungsteams die verschiedenen Daten (zur Beschäftigung, zur Geschlechterverteilung usw.) mit einem zeitlichen Abstand von zehn Jahren. Da besonders Filmproduktionen einer gewissen Vorlaufzeit bedürfen, wählten wir hier die Jahre 1991-1993 und 2001-2003. Hingegen schien es uns ratsam, mit Hinblick auf den Ausbildungsbereich drei Jahrgänge heranzuziehen (1992, 1997 und 2002).

Bereits in einer früheren am Institut Mediacult durchgeführten Studie (*Culture Gates*, 2003) hatte sich die Rolle von Gate-Keepern (Kritiker, Festivalkuratoren, und ähnliche, in der Regel männlich besetzte Funktionen) als bedeutsam für weibliche Karriereverläufe erwiesen, soweit diese im Bereich der künstlerischen Produktivkräfte, in der sogenannten *content creation*, angesiedelt sind. Demgegenüber sind es bei Frauen in wirtschaftlichen Führungspositionen eher Mentoren, seltener Mentorinnen, die in ihren Karrieren eine förderliche Rolle spielen.

Bei der Untersuchung des Film-Sektors lag der Schwerpunkt auf unabhängigen heimischen Spielfilmproduktionen mit Kinostart. Damit wurden die gesamten Sektoren der ORF-Produktionen und der Werbefilmproduktionen ausgeklammert. Da die vier involvierten Forschungsinstitute nach dem gleichen Forschungsdesign vorzugehen hatten, wählten wir diese Betrachtungsweise, da unsere deutschen KooperationspartnerInnen sonst mit einer überbordenden Fülle an Datenmaterial konfrontiert worden wären, während in den Kleinststaaten Portugal, Finnland oder eben Österreich aufgrund der Dominanz ausländischer Produzenten weit weniger Untersuchungsmaterial gegeben gewesen wäre.

Große Unterschiede zwischen Film und Verlagswesen fanden wir angesichts der für angehende Filmschaffende weit vielfältigeren Ausbildungswege, die wir in der Studie mit zum Teil überraschenden Ergebnissen dokumentieren konnten. Ferner galt es, das Geschlechterverhältnis bei jenen Personen zu ermitteln, die im Bereich der Content Creation und, mehr noch, in Managementpositionen (bei Filmproduktionsgesellschaften) tätig sind. Ferner wurden die KritikerInnen, die Filmzeitschriften, die Filmfestivals, deren LeiterInnen sowie die Film-Preise erhoben, wobei stets der entsprechende Frauenanteil im Zentrum des Interesses stand.

In beiden Branchen fragten wir darüber hinaus nach der Anzahl und der Geschlechterverteilung

bei den Beschäftigten, ihren Berufsverbänden und Interessengruppen sowie dem Organisationsgrad, aber auch nach der Anzahl der Arbeitslosen. Dazu wurden die verschiedensten Quellen herangezogen, allen voran die Statistik Austria, die jeweiligen Berufsverbände, der Fachverband der österreichischen Filmindustrie (FAFO), der Hauptverband des österreichischen Buchhandels und diverse Sektorstudien. Um die AkteurInnen selbst zu Wort kommen zu lassen und das Gesamtbild abzurunden, wurden 21 Tiefeninterviews durchgeführt.

2. Literaturbetrieb und Filmbranche als schwieriges Terrain für Österreichs Kreative

Sowohl in den Untersuchungen als auch in der anschließenden Publikation wurden die Bereiche Film und Verlagswesen getrennt behandelt. Dabei galt es zunächst, die wichtigsten Wirtschaftsdaten beider Branchen zu erheben, die Beschäftigungslage und die strukturellen Unterschiede. Dabei waren auch die diversen Förderinstrumente zu beachten, die allerdings im vorliegenden Beitrag vernachlässigt werden. Hier zeigte sich ein eminenter Vorteil der gewählten Forschungsbereiche: Da unabhängige Filmproduktionen und Literaturverlage zu weiten Teilen von der öffentlichen Hand getragen werden, finden sich zahlreiche Informationen und Daten über sie gut dokumentiert, z.B. im Literaturhaus oder im Wiener Filmfonds. Auch die Kunstberichte des Bundeskanzleramts erwiesen sich als wichtige Quelle.

Insgesamt stellen die Förderinstrumente einen enorm wichtigen wirtschaftlichen Beitrag für das heimische Filmschaffen und den literarischen Betrieb dar. Das steht durchaus in Einklang mit der europäischen Kulturpolitik, die im öffentlichen Interesse Kunst und Kultur für förderungswürdig erachtet, während beispielsweise in den USA vor allem der Unterhaltungsfaktor betont wird und das kulturelle Leben in weit größerem Maße privatwirtschaftlich strukturiert und geprägt ist.

In Österreich werden sowohl der Buchmarkt als auch das Geschäft mit audiovisuellen Produkten weitestgehend von ausländischen Produzenten dominiert und eine eigenständige Produktion von Büchern bzw. Filmen ist ohne angemessene Subventionspolitik kaum möglich. Das liegt, was die Herstellung von Filmen betrifft, im wesentli-

chen an den teuren Produktionskosten. So liegen die Kosten für eine österreichische Spielfilm-Produktion derzeit zwischen 1,1 bis 2,5 Millionen Euro, während für US-Spielfilme 35 bis 50 Millionen Dollar veranschlagt werden.

Die Filmforscher Colin Hoskins und Rolf Mirus kamen in ihren Untersuchungen über das internationale Filmgeschäft⁵ aber noch weiteren wichtigen Faktoren auf die Spur, die eine weitgehend unangefochtene Spitzenstellung des Hollywood-Spielfilms begünstigen. Da wäre zum einen der von Hoskins und Mirus als *cultural discount* ausgewiesene Umstand, dass der US-Spielfilm von vornherein für ein multikulturelles Publikum zugeschnitten ist, d.h. er ist inhaltlich auf den kleinsten gemeinsamen kulturellen Nenner gebracht. Kaum jemand auf der Welt hat Schwierigkeiten damit, die Filmsprache eines Hollywood-Blockbusters zu verstehen.

Die großen Filmvertriebsfirmen (meist ebenfalls in US-amerikanischem Besitz) begünstigen dabei die Verbreitung dieser Filmwerke ebenso wie der Umstand, dass mittlerweile Generationen von Menschen mit ihnen vertraut bzw. sozialisiert sind.

Dem Begriff des *cultural discounts* stellen Hoskins und Mirus jenen des *cultural handicaps* gegenüber: Damit bezeichnen Mirus und Hoskins die Erfahrung, dass selbst national erfolgreiche Filme, die in ihrer Kultur, in inhaltlichen Themen und in ihrer Filmsprache den von den US-Produktionen gesetzten engen Rahmen sprengen, außerhalb der eigenen Landesgrenzen nur sehr zögerlich aufgenommen werden. Und zwar selbst dann, wenn es sich um Nachbarländer mit gemeinsamer Sprache handelt. Ein gutes Beispiel zur Veranschaulichung dieses Sachverhalts bietet der Film *Hinterholz 8* (1999, Regisseur: Harald Sicheritz), eine Komödie, die zu einem großen österreichischen Kinoerfolg wurde, mit gezählten 617.000 Kinobesuchern!⁶ Eine vom heimischen Spielfilm nur selten erreichte Anzahl. Nichtsdestotrotz konnten bereits die deutschen Nachbarn dem mit österreichischem Schmah durchsetzten Inhalt wenig abgewinnen, zumindest deutet die magere Zahl von nur 41.000 in

Deutschland verkauften Kinokarten darauf hin, die die These vom *cultural handicap* zu belegen scheint.

All das führt in Summe dazu, dass der Marktanteil von audiovisuellen Produktionen (Spielfilm, TV-Film, Videos und DVDs), die aus dem nahen und fernen Ausland (hauptsächlich Deutschland und den USA) stammen, bei mittlerweile 97% liegt⁷.

Interessanterweise scheint es jedoch am Buchmarkt keine Entsprechung zum *cultural discount* bzw. *cultural handicap* zu geben. Literatur aus Österreich findet leichter weltweit LeserInnen, als der österreichische Film RezipientInnen findet. Was wohl auch damit zusammen hängt, dass die Herstellungskosten für Bücher sehr weit unter den Produktionskosten eines Spielfilms liegen – der vielleicht wichtigste strukturelle Unterschied zwischen beiden Branchen. Dafür wirkt sich die mit dem deutschen Nachbarn gemeinsame Sprache nachteilig auf den heimischen Markt aus. Demgegenüber sind etwa die lokalen Printmärkte in Portugal oder Finnland weit weniger stark von ihren ausländischen Nachbarn dominiert, als es in Österreich der Fall ist, nicht zuletzt eben wegen ihrer sprachlichen Eigenständigkeit. In den letzten Jahrzehnten sank der Marktanteil unabhängiger österreichischer Verlagshäuser am gesamten Printmedienmarkt auf geschätzte 10-15%, während umgekehrt der Marktanteil der inländischen VerlegerInnen im benachbarten Deutschland bei verschwindenden 0,49%⁸ liegt. Eine weitere Schwächung erfuhr der heimische Buchmarkt in den letzten Jahren zusätzlich durch den Rückzug des Staates im Bereich des institutionellen Sektors.

Österreichische Literatur findet zwar weltweit LeserInnen, aber ihr Verlagssitz findet sich nur selten hierzulande, v.a. im Bereich der Belletristik. Nach einem erfolgreichen Debüt erhalten österreichische SchriftstellerInnen meist rasch ein verlockendes Angebot von einem deutschen Verlagshaus und der österreichische Verlag, der die literarische Aufbauarbeit erledigte, hat dabei das Nachsehen. Bezeichnend für diese Situation des inländischen Buchmarkts ist auch das Fehlen genuin österreichischer Bestseller-Listen. Mit-

⁵ Hoskins, Colin und Mirus, Rolf: 'Reasons for the US Dominance of the International Trade in Television Programs'. In: *Media, Culture and Society*, Vol. 10/1988, pp. 499-515, hier 512.

⁶ siehe auch: www.faf0.at, wo Statistiken und Jahresberichte als downloads zur Verfügung stehen.

⁷ Ackerl, Hubert Klaus: *Die österreichische Filmwirtschaft im*

internationalen Kontext unter besonderer Berücksichtigung der Förderungsmaßnahmen. Diplomarbeit, Wirtschaftsuniversität Wien 2004, S. 92.

⁸ Kulturdokumentation, Mediacult und Wifo (Hg): *Untersuchung des ökonomischen Potentials der 'Creative Industrie'*. Wien 2004, S. 127.

hilfe der Bestseller-Listen des Verlagshauses Schwarzer, die monatlich auf der Basis der Verkaufsziffern des österreichischen Buchhandels erscheinen, lassen sich aber die ÖsterreicherInnen unter den Bestseller-AutorInnen eruieren.

Solches unternahm Fritz Panzer und Elisabeth Scheipl, die auf der Grundlage der Schwarzer-Bestseller-Listen⁹ in ihrer Studie¹⁰ für die Jahre 1995 bis 2000 die Bestseller der österreichischen AutorInnen ermittelten, wobei sie auch eine Differenzierung zwischen Belletristik und Sachbuch trafen und dabei zu folgendem Ergebnis kamen: Von 1440 Nennungen in- und ausländischer AutorInnen betrafen im Bereich der Belletristik 25%, im Bereich der Sachbücher sogar 55% österreichische AutorInnen, m.a.W., trotz des immensen Angebots von Büchern aus dem Ausland erreichen österreichische AutorInnen im Bereich der Content Creation immerhin einen Prozentsatz von 40% unter den Nennungen der Bestseller insgesamt. Dabei liegt die Stärke des österreichischen Buchmarkts vor allem im Sachbuchbereich: Rund zwei Drittel der in die Erhebung einbezogenen Sachbücher österreichischer AutorInnen wurden im Inland verlegt¹¹.

Demgegenüber werden mit 47% die belletristischen Werke nahezu der Hälfte der erfolgreichen österreichischen LiteratInnen von ausländischen Verlagshäusern publiziert.

Hier ließe sich darüber spekulieren, ob ein Vertrag mit einem deutschen Verlagshaus nicht generell ein wichtiger Karrieresprung für österreichische SchriftstellerInnen ist, der meist ganz bewusst angestrebt wird. Aus mediensoziologischen Erwägungen heraus lässt sich vermuten, dass in der Literaturszene hierzu möglicherweise andere Einstellungen dominieren als in der weiten Sphäre der Sachbücher.

Eine erfolgreiche Karriere ist für angehende Filmschaffende in Österreich möglicherweise noch schwieriger zu bewerkstelligen als für SchriftstellerInnen, da der heimische Marktanteil nicht viel mehr als 3% des gesamten Marktvolumens audiovisueller Produkte umfasst. Insider schätzen, dass nur drei bis vier österreichische Filmproduktionsgesellschaften mit internationalen Standards Schritt halten können, wenn es um Equipment, Erfahrung, Finanzkapital, personelle

Ressourcen und Know-How geht. Und selbst dann kann immer nur von Low Budget-Produktionen ausgegangen werden, da in Österreich (ähnlich wie in Portugal oder Finnland), einfach nicht die Mittel für eine Filmproduktion à la Hollywood aufzutreiben sind. Wie aussichtslos sich das Unterfangen, es mit einem Hollywood-Blockbuster aufnehmen zu wollen, darstellt, zeigt sich anhand weniger Zahlen: Von 240 neuen Filmen, die jährlich in Österreichs Kinos vorgeführt werden, stammt nur jeder Dritte aus europäischer Produktion. Filme US-amerikanischen Ursprungs dominieren klar die Sektoren Kinofilm, Video und (dies in etwas geringerem Ausmaß) Television in Österreich. Nur rund zehn der verbleibenden 80 europäischen Filme, die jedes Jahr ihren Weg in die österreichischen Kinos finden, wurden in Österreich produziert¹². Insgesamt machen die hier knapp skizzierten Umstände sowohl die Buch- als auch die Filmbranche in Österreich zu besonders schwierigen Märkten.

3. Die Frauen hinter dem Binnen-„I“

Wenden wir uns zunächst dem Buch- und Verlagsmarkt zu: Das hier häufig verwendete Binnen-„I“ möge nicht darüber hinwegtäuschen, dass die erfolgreichsten ‚SchriftstellerInnen‘ meist Männer sind. Dieser Umstand ist bemerkenswert, da praktisch während der ganzen Schulzeit und in den verschiedensten Schultypen Mädchen in den sprachlichen Fächern vorne liegen. In den Studien Germanistik, Publizistik, Fremdsprachen- und Dolmetschstudien sind die Studentinnen den Studenten zahlenmäßig weit überlegen, während sich in den technisch-naturwissenschaftlichen Studienrichtungen allen Bemühungen zum Trotz nur ein kleiner Teil von Studentinnen einem beträchtlichen männlichen Überhang gegenüber sieht. Anhand dieser empirischen Beobachtung wäre es naheliegend, dass Frauen dort beruflich erfolgreich sein müssten, in denen sie bereits während ihrer Schul- und Ausbildungszeit Talent bewiesen haben. Nichtsdestotrotz finden sich unter den Bestsellern weit mehr Autoren als Autorinnen und obwohl die Buch- und Verlagsbranche heute oft als ‚feminisiert‘

⁹ Die Bestseller-Listen des Wiener Verlagsbüros Karl Schwarzer erscheinen seit 1986 auf wöchentlicher Basis und sind seit einigen Jahren auch im Internet abrufbar unter: www.schwarzer.at/bestseller.html

¹⁰ Panzer, Fritz, und Scheipl, Elisabeth: *Buchverlage in Österreich – Marktteilnehmer, Buchproduktion*,

Umfeldbedingungen. Wien: Buchmarketing 2001.

¹¹ ebd., S. 157.

¹² Gerhard Schedl, langjähriger Direktor des Wiener Filminstituts, hat mir diese Zahlen, die auf der Basis eines über Jahrzehnte ermittelten Durchschnitts beruhen, im persönlichen Gespräch mitgeteilt.

bezeichnet wird, befinden sich Frauen selten an der Spitze eines Verlagshauses. Nicht nur in den verlegerisch tätigen Unternehmen, sondern auch in den Bestseller-Rankings, wie die nachstehende Tabelle einer geschlechtsspezifischen Auswertung österreichischer Bestseller-AutorInnen nach Nennungen in den Schwarzer-Bestseller-Listen nahelegt:

Tab. 1		
AutorInnen	Nennungen	Land
M. Köhlmeier	30	A,D
C. Ransmayr	16	D
G. Roth	16	D
E. Hackl	15	CH
J. Haslinger	11	D
R. Schneider	11	D
A. Brandstetter	11	A
M. Streeruwitz	9	D
P. Handke	9	D

Quelle: Panzer und Scheipl (2001: 159)

Als einzige Frau in diesem Ranking repräsentiert Marlene Streeruwitz einen Frauenanteil von 11% unter den österreichischen Bestseller-AutorInnen während dem Zeitraum der von Panzer und Scheipl durchgeführten Erhebung (1995-2000). Unter den erhobenen Sachbuch-AutorInnen (ebenfalls neun an der Zahl) fand sich im selben Zeitraum ein Frauenanteil von 22% (in den Personen der Historikerin Brigitte Hamann und der ehemaligen TV-Sprecherin Chris Lohner). Für die Studie Culture Biz wurden am Institut Mediacult ähnliche geschlechtsspezifische Erhebungen für die Jahre 1991-1993 und 2001-2003 durchgeführt¹³. Damit wurde ein Beobachtungszeitraum ins Auge gefasst, der genau außerhalb jenem von Panzer und Scheipl gewählten liegt und diesen somit ergänzt. Auch in dieser Auswertung lag der Frauenanteil (hier repräsentiert durch Erika Pluhar) bei bescheidenen 11%:

Jahre	Österr. Bestseller	
	M	W
1991 – 1993	6	1
2001 – 2003	6	–

Quelle: Mediacult/Schwarzer Bestsellerlisten

Unter den feministischen Theoretikerinnen, die die männliche Dominanz in Buchmarkt und Ver-

lagsgeschäft thematisieren, vertritt Bridget Fowler einen wesentlich von Pierre Bourdieu beeinflussten kultursoziologischen Ansatz, den sie in ihrem Buch *Bourdieu and Cultural Theory – Critical Investigations* (1997) in ihrer Analyse genderspezifischer Mechanismen auf den Literaturbetrieb anwendet. Die Tatsache, dass erfolgreiche Schriftstellerinnen eher mit populären Genres (z.B. Krimis, Liebesromane, etc.) den ‚geistigen Normalverbraucher‘ bedienen und die wenigsten unter ihnen auf Anerkennung von der Literaturkritik hoffen dürfen, führt Fowler auf die männlich dominierten Strukturen der Branche zurück:

„Possibly as a consequence of this structure of the literary field, a greater number of women have turned to the despised middlebrow and popular literary genres. Public library loans in the popular genre reveal the disproportionate numbers of women authors successful in socially degraded literary forms. (...) Predictably, the books in most frequent demand were in the popular categories, and among these female authors figured more prominently than male.“¹⁴

Demnach finden sich Schriftstellerinnen nicht deshalb so zahlreich in von der Literaturkritik verachteten Genres, weil ihnen die geistige Kraft für literarische Höhenflüge fehlt, sondern weil die dominierende männliche Präsenz im kultursoziologischen Feld ‚Literaturkritik‘ sie dorthin abzudrängen scheint und als Gate-Keeper von den höheren literarischen Weihen fernhält. Übertragen auf die hier dargelegten Ergebnisse könnte sich Fowlers These bestätigen: Die Werke von Chris Lohner (Ratschläge für Glück und Wohlbefinden) und Erika Pluhar (weibliche Seelensuche als literarische Form) sind tatsächlich dem zuzuordnen, was Fowler als ‚socially degraded literary forms‘ bezeichnet. Zu beiden ist allerdings anzumerken, dass sie sich von weiblichen Stars der ‚middlebrow‘ Genres, wie etwa Rosamunde Pilcher oder Joanne K. Rowling, stark unterscheiden. Pilcher und Rowling wurden als Schriftstellerinnen bekannt, während Lohner jahrzehntelang im Fernsehen als Sprecherin tätig war und Pluhar Prominenz als Bühnen- und Filmschauspielerin genoss. Diese Faktoren dürften die Verkaufszahlen nicht unwesentlich beeinflusst haben.

¹³ Auch hier bildeten die Bestseller-Listen des Verlagshauses Schwarzer die Grundlage, wobei allerdings nur die Jahres-Bestsellerlisten herangezogen wurden.

¹⁴ Fowler, Bridget: *Bourdieu and Cultural Theory – Critical Investigations*, London: Sage 1997, S. 144.

Während die angesehene Historikerin Brigitte Hamann dem Sachbuch-Bereich zuzuordnen ist, bleibt einzig Marlene Streeruwitz als erfolgreiche Bestseller-Autorin im Bereich moderner fiktionaler Literatur. Wobei anzumerken ist, dass sie weniger Nennungen erhielt als die meisten ihrer Schriftsteller-Kollegen in den Schwarzer-Rankings.

4. Die Gate-Keeping Funktion der etablierten Literaturkritik

Der Einfluss der etablierten Literaturkritik auf die Verkaufszahlen sollte keinesfalls unterschätzt werden. In den letzten Jahren erfreuten sich Literatursendungen im Fernsehen steigender Beliebtheit und auch der österreichische ‚Kultursender‘ Ö1 erweiterte sein literarisches Spektrum im Programm. Dabei zeigt sich besonders im Fernsehen einmal mehr der dominierende Einfluss des benachbarten Deutschland, der längst auch die heimische Literaturkritik erfasst hat, was mitunter zu heftigen Kontroversen führt.

Der prestigeträchtige Ingeborg Bachmann-Preis wurde wiederholt zum Gegenstand heftiger Debatten, da der Einfluss mächtiger (und in der Mehrzahl männlicher) deutscher Star-Kritiker im Zuge seiner Verleihung besonders deutlich hervortritt. Erhellend ist in diesem Zusammenhang die von Doris Moser verfasste Studie *Der Ingeborg Bachmann-Preis. Börse, Show, Event* (2004)¹⁵, in der die Autorin nicht nur das sozio-kulturelle Umfeld und die Macht von Literaturkritikern und Literaturagenten eingehend darstellt, sondern auch die weiteren Lebensläufe von AutorInnen verfolgt, die im Wettbewerb siegten oder scheiterten.

So hat Ursula Adam – deren Bücher zuvor bei Residenz erschienen – nichts mehr publiziert, seit sie beim Klagenfurter Wettlesen vernichtender Kritik ausgesetzt war. Franzobel hingegen, von der Bachmann-Preis-Jury hochgelobt, gehört seit diesem Tag zum österreichischen Literatur-Establishment.

Gesellschaftliche Machtpositionen sind üblicherweise männlich besetzt. Die etablierte Literaturkritik bildet hier natürlich keine Ausnahme, daher wurde im Zuge der Culture Biz-Studie auch die Geschlechterverteilung bei den KritikerInnen erhoben. Zunächst bei den wichtigsten Tageszeitungen (*Kronenzeitung, Kurier, Standard,*

Presse und Wiener Zeitung), dann bei den Wochenzeitschriften (*News, Profil, Format, Falter*), und schließlich bei den wichtigsten Literaturzeitschriften (*Literatur und Kritik, Kolik, Westpennest, Volltext, Buchkultur* und *Manuskripte*). Erstaunlicherweise (oder auch nicht) entsprach der Anteil von Frauen in Führungspositionen (Chefredakteurinnen) bei Tages- und Wochenzeitungen jenem der Bestseller-Autorinnen im Bereich fiktionaler Literatur, nämlich 11%:

Position	M	F	F %
Chef-LektorIn	8	1	11,11
LektorIn	11	11	50

Quelle: Persönliche Recherche/Mediacult

Bemerkenswert scheint, dass Frauen hier an der Basis – auf der Ebene des Lektorats – 50% der Beschäftigten stellen, aber offenbar kaum in die prestigeträchtigere obere Ebene vordringen. Häufig handelt es sich beim Lektorat um freie Mitarbeit, d.h. um ein prekäres Arbeitsverhältnis, das mit geringer Entlohnung verbunden ist. Dies trifft besonders auf Lektorate bei Literaturzeitschriften und Literaturverlagen zu. Demgegenüber befinden sich die meist männlichen Personen in Führungsposition nicht nur auf einem sicheren Arbeitsplatz, sie dürfen sich aufgrund der für Tages- und Wochenzeitungen getroffenen Sonderregelung auch über 15 Jahresgehälter freuen, anstatt der in anderen Branchen üblichen 14. Machtpositionen beinhalten nicht nur Entscheidungs- und Handlungsfreiheit, sondern sind meist auch an hohe Gehälter geknüpft. Frauen zählen hingegen traditionell zu den Schlechterverdienenden, von Machtpositionen Ausgeschlossenen. Die erwähnte Sonderregelung für journalistische Berufe, die RedakteurInnen ein nicht unbeträchtliches jährliches Zubrot sichert, dürfte mit ein Grund sein, warum sich gerade am Sektor Massenmedien in Österreich traditionelle Rollenmuster besonders hartnäckig halten.

Da die Karrieren von erfolgreichen Frauen in Führungspositionen den Schwerpunkt der Culture Biz-Studie bildeten, wurde auch bei den Literaturzeitschriften selektiv vorgegangen. Wir unterschieden zwischen einer kleinen Gruppe von besonders einflussreichen und renommierten Literaturzeitschriften (sechs an der Zahl) und der Vielzahl kleinerer Periodika zum Thema. Natur-

¹⁵ In Wien bei Böhlau erschienen.

gemäß bestehen zwischen beiden Gruppen auch große Unterschiede in der Auflagenstärke. Bei den gewählten Literaturzeitschriften *Literatur und Kritik*, *Kolik*, *Wespennest*, *Volltext*, *Buchkultur* und *Manuskripte* zeigte sich ein geringfügig höherer Anteil von Frauen in leitenden Positionen als bei den Tages- und Wochenzeitungen:

Position	M	F	F %
Chef-LektorIn	6	1	16,66
LektorIn	8	6	42,8

Quelle: Persönliche Recherche/Mediacult

Auf Basis der von Gerhard Ruiss (dem Geschäftsführer der IG Autorinnen und Autoren) herausgegebenen Bände *Literarisches Leben in Österreich* (1991, 2001 und 2003)¹⁶ wurde auch die Geschlechterverteilung bei österreichischen Literaturzeitschriften insgesamt ausgewertet, wobei die Anzahl der Zeitschriften zwischen den einzelnen Jahren erheblich divergierte. Tatsächlich hat sich ihre Zahl in den zwölf Jahren des Beobachtungszeitraums stetig verringert, was auch mit einer drastischen Reduktion der Arbeitsplätze in diesem Bereich verbunden war. Der Frauenanteil sank im selben Zeitraum von einem schwachen Drittel auf ein schwaches Viertel:

Jahr	Literatur-Magazine	VerlegerInnen, CheflektorInnen und LektorInnen			
		M	F	G	F %
1991	71	186	83	267	31
2001	59	119	56	175	32
2003	46	52	17	69	24,6

2003 schlossen sich 47 der wichtigsten österreichischen LiteraturkritikerInnen zu einem Forum zusammen, immerhin 19 davon (40%) sind weiblich. Dieses Gremium erstellt seitdem die ORF-Bestenliste, was auch als Antwort auf den viel diskutierten Einfluss deutscher LiteraturkritikerInnen gesehen werden kann.

5. Die Geschlechterverteilung bei den erfolgreichsten Literaturverlagen

Entsprechend den Zielen der Culture Biz-Studie wurde wiederum zwischen einer kleinen, beson-

ders erfolgreichen Gruppe und dem mittleren Feld differenziert, um der Entwicklung der Frauenbeschäftigung gerade bei den erfolgreichsten Unternehmen nachzugehen. Allerdings: Die Frage, welche wir unter die ‚führenden Literaturverlage‘ reihen sollten, war nicht ad hoc zu beantworten, da die Umsatzzahlen (ebenso wie die Eigentümerverhältnisse) nicht leicht zu eruieren sind. Nachdem die Recherche bei verschiedenen Institutionen (Hauptverband, Verlegerverband, Wirtschaftskammer) recht unterschiedliche Ergebnisse brachte, diente schließlich die Anzahl der 2003 publizierten Titel und die Zahl der festangestellten MitarbeiterInnen als Orientierung. Insgesamt wurden 15 österreichische Verlage in diese genauere Untersuchung einbezogen (in alphabetischer Reihenfolge): Bibliothek der Provinz, Czernin, Deuticke, Drava, Droschl, Haymon, Jung & Jung, Molden, Otto Müller, Novum, Picus, Residenz, Carl Ueberreuter, Wieser und Zsolnay.

Ueberreuter, Zsolnay, Deuticke und Residenz sind, nebenbei bemerkt, jene österreichischen Verlage, deren Bücher am häufigsten in den Bestsellerlisten aufscheinen.

Von Interesse war ferner die Ermittlung der ‚Großen Fünf‘ unter den genannten Verlagshäusern. Da dabei einzig die oben genannten Kriterien – Anzahl der im im Jahr 2003 publizierten Titel und Zahl der MitarbeiterInnen – in Betracht gezogen wurden, kam Residenz nicht unter die hier vorgestellten Top Five. Andererseits kam mit Novum ein Verlag in die Auswahl, der seine Titelanzahl mithilfe von AutorInnenbeiträgen finanziert, was dem Bild des hier vorzugsweise behandelten literarischen Verlagshauses nicht unbedingt entspricht. Das Ranking gestaltete sich demnach wie folgt:

1. Carl Ueberreuter – 42 festangestellte MitarbeiterInnen und 219 veröffentlichte Titel
2. Bibliothek der Provinz – sechs MitarbeiterInnen und 100 Titel
3. Picus – fünf MitarbeiterInnen und 49 Titel
4. Novum – sieben MitarbeiterInnen und 45 Titel
5. Haymon – sechs MitarbeiterInnen und 45 Titel

Dazu ist festzuhalten, dass bei dieser Erhebung primär die Beschäftigung von Frauen in den

¹⁶ Im Wiener Verlag der IG Autorinnen und Autoren erschienen.

erfolgreichsten Verlagen im Zentrum des Interesses stand, und weniger die Frage nach einem Ranking der Spitzenplätze. Keine/r der zum Thema ‚Big Five‘ befragten ExpertInnen nannte übrigens den Verlag Carl Ueberreuter, vermutlich weil er als Kinder- und Jugendbuch-Verlag von vielen nicht unter die ‚literarischen‘ Verlagshäuser gereiht wird. Tatsächlich spielt Ueberreuter aufgrund seiner Größe in einer eigenen Liga: Er steht unangefochten auf Platz 1, während bei den dahinter liegenden Plätzen das Ranking schon nicht mehr so eindeutig ist. Eine Ermittlung nach dem Jahresumsatz hätte vermutlich andere Ergebnisse gezeitigt.

Bei den 15 führenden Literaturverlagen unterschieden wir folgende Funktionen: Geschäftsführung, Programmleitung, technische Produktion, Chef-Lektorat, stellvertretende Geschäftsführung, Vertrieb, Presse und PR sowie freie LektorInnen. Die dazu entstandenen Tabellen ließen folgendes Bild erkennen: Die Verlagsleitung ist in den weitaus überwiegenden Fällen männlich besetzt, während sich unterhalb der ‚gläsernen Decke‘ bei der Mehrzahl der Verlagshäuser Frauen bereits in wichtigen Positionen befinden. Dabei fiel uns auf, dass dort, wo Frauen in geschäftsführender Position zu finden sind, es in der Regel durch eheliche Verbindung (Jung & Jung, Haymon) oder Erbschaft (Droschl) zustande kam. Andererseits belegen die Tabellen aber auch den unaufhaltsamen Aufstieg der Frauen in verantwortliche Positionen wie Chef-Lektorat und Vertrieb. Nach wie vor stark vertreten sind Frauen naturgemäß auf den unteren Rängen, bei den freien, schlecht bezahlten LektorInnen.

Die nachstehende Tabelle fasst die Ergebnisse der Geschlechterverteilung in den erwähnten 15 Verlagshäusern zusammen (Mehrfachnennungen ergaben sich daraus, dass mitunter zwei Personen sich eine Funktion, z.B. die Geschäftsführung, teilen:

15 Verlagshäuser				
Leitende Positionen	M	W	gesamt	w %
GeschäftsführerIn	14	3	17	18%
ProgrammmchefIn	10	6	16	37%
CheflektorIn	6	10	16	62%
Vertrieb	4	11	15	73%
Gesamt	34	30	64	47%

Quellen: persönliche Recherche und Websites der Verlage

6. Literaturpreise und andere Förderungen des literarischen Lebens in Österreich

Das Bundeskanzleramt stellt das größte Fördervolumen zur Verfügung und sieht dafür verschiedene Verwendungsmöglichkeiten vor. Dies beinhaltet sowohl die Förderung von Verlagshäusern und Literaturvereinen als auch die Vergabe einer Reihe von Literaturpreisen. Daneben tritt auch die Stadt Wien als bedeutende Förderinstitution hervor, besonders bei AutorInnenlesungen und der jährlichen Buchwoche im Rathaus. In kleinerem Rahmen treten natürlich auch die Hauptstädte der Bundesländer sowie privatwirtschaftliche Initiativen als Förderer österreichischer Literatur auf.

Unter den Geförderten sind zum Teil große Institutionen wie das Literaturhaus, die Gesellschaft für literarische Urheberrechte, die Österreichische Gesellschaft für Literatur und der PEN-Klub. Während diese vergleichsweise hohe Summen lukrieren, fällt das Budget für Lese-Projekte, Schreibwerkstätten und kleine Literaturvereine und -zeitschriften weit geringer aus. Hier rangieren die Fördergelder in einem breiten Feld zwischen 73.000 und 730 Euro. Erwartungsgemäß fallen dabei die Subventionen für Frauenprojekte am geringsten aus: Nach den Angaben des Kunstberichts des Bundeskanzleramts für 1993 ging die kleinste Summe – 363 Euro – an einen ausschließlich für Frauen gedachten Workshop für Creative Writing. Zehn Jahre später, 2003, durfte sich das literarische Frauenprojekt *Grauenfruppe* über gerade einmal 600 Euro freuen.

Es wäre anzunehmen, dass zumindest bei den (maximal zweimal im Jahr) gewährten Unterstützungszahlungen an SchriftstellerInnen die Frauen gleichauf mit den Männern wären. Theoretisch – geht man davon aus, dass Frauen stärker von Armut betroffen sind als Männer – wäre es einleuchtend, wenn tatsächlich mehr Autorinnen als Autoren Unterstützungszahlungen erhielten. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall. Bemühen sich Frauen weniger um die Einreichung der Förderungsanträge als Männer? Oder werden letztere bei der Vergabe schlichtweg bevorzugt?

Da das Hauptinteresse der vorliegenden Studie im Bereich Verlagswesen und nicht im Bereich der Content Creation lag, können wir darüber nur Vermutungen anstellen. Allerdings lässt sich in der Vergabepaxis bei Literaturpreisen über den Beobachtungszeitraum von 1991-2003 eine positive Entwicklung für die Frauen erkennen:

Für den Zeitraum von 1991-1993 wurde die Vergabe von 15 nationalen und neun internationalen Literaturpreisen an insgesamt 86 Personen nach Geschlechtern ausgewertet, einschließlich der Jurien (333 Personen). Fasst man die nationale und die internationale Kategorie zusammen, erhält man sowohl unter den PreisträgerInnen als auch unter den Jury-Mitgliedern einen weiblichen Anteil von rund 30%. Der Zeitraum 2001-2003 bietet ein verändertes Bild: Die 19 nationalen und acht internationalen Literaturpreise zusammen weisen nun einen signifikant gestiegenen Frauenanteil von 43% unter den Ausgezeichneten und 38% unter den Jurien auf.

In ihrer Forschungsarbeit über die Förderung von Künstlerinnen und Schriftstellerinnen in Deutschland unterschieden Annette Brinkmann und Andreas J. Wiesand¹⁷ drei verschiedene Kategorien von Auszeichnungen, die unterschiedliches Prestige beinhalten:

1. Preise, um die sich KünstlerInnen/SchriftstellerInnen aktiv zu bewerben haben
2. Preise, bei denen Eigenwerbung zulässig, aber nicht notwendig ist
3. Preise, die keinerlei Promotionstätigkeit seitens der KünstlerInnen/SchriftstellerInnen erfordern (diese sind üblicherweise mit dem meisten Prestige verbunden)

Brinkmann und Wiesand konnten in ihrer Erhebung häufig vermutete Annahmen, wonach Frauen weniger Eigeninitiative bei Preisvergaben zeigen, nicht erhärten. Frauen würden im Gegenteil mehr Eigeninitiative als Männer beweisen müssen, um überhaupt wahrgenommen zu werden (eine Ansicht, die im Übrigen auch unsere Interviewpartnerinnen teilten).

Fazit: Frauen müssen um Aufmerksamkeit betteln, während man auf Männer *eher* zugeht. Obgleich ihre Studie auf Deutschland bezogen ist, dürfen wir annehmen, dass sich die Ergebnisse auf die Verhältnisse hierzulande übertragen lassen.

7. Verbände und Initiativen

Nun hat die Literaturkritik zwar einigen Einfluss am Buchmarkt, das literarische Leben in Österreich wird aber auch von einer Reihe von etablierten Institutionen wie den Literaturhäu-

sern und den SchriftstellerInnenvereinigungen getragen. Unter letzteren ist die *IG Autorinnen und Autoren* mit über 3000 Mitgliedern die größte und wichtigste Interessensvertretung. Demgegenüber verfügt die ARGE Privatverlage (die mit Alexander Potyka denselben Präsidenten hat wie der Verlegerverband) nur über 19 Mitglieder. Beide Vereinigungen eint nicht nur, dass der Schwerpunkt ihrer Anliegen im Bereich belletristischer Literatur liegt, sondern auch, dass sie von Männern geleitet werden.

Ebenfalls mitgliederstark, allerdings weniger präsent in der Öffentlichkeit ist die *Österreichische Gesellschaft für Literatur* mit 3300 Mitgliedern. Der weit kleinere Verband *Geistig Schaffender und Österreichischer Autoren* (600 Personen) widmet sich laut Eigendefinition ausdrücklich der nicht-avantgardistischen und nicht-experimentellen Literatur, während die *Grazer Autorinnen und Autorenversammlung* (533 Mitglieder) einen progressiveren Anspruch vertritt. Das sind nur einige der wichtigsten bzw. mitgliederstärksten Verbände, denen mehrheitlich gemein ist, dass sie von Männern geleitet werden. Allerdings zeigt die nähere Betrachtung, dass Frauen auf dem Vormarsch sind, auch wenn es aufgrund der mangelnden Datenlage nicht möglich war, einen Trend in der Geschlechterverteilung bei diesen Positionen zurückzuverfolgen. Eine Ausnahme bildet – wiederum wenig überraschend – der überwiegend weibliche Mitglieder zählende Verband der ÜbersetzerInnen (*Universitas*), mit über 500 Personen ebenfalls den größten Verbänden der Literaturszene zugehörig. Ihm steht nicht nur eine Präsidentin vor, auch der Vorstand ist überwiegend weiblich besetzt. Wie bei der kleineren *Übersetzergemeinschaft* ist auch hier der Kampf um Anerkennung übersetzerischer Tätigkeit ins Programm geschrieben, gilt diese Tätigkeit doch im Allgemeinen als wenig kreativ und eher mühsam – also mit Merkmalen klassischer Frauenarbeit behaftet. Jedenfalls kann die Übersetzerin nicht einmal ansatzweise auf jenen Ruhm hoffen, von dem junge Menschen mit schriftstellerischen Ambitionen mitunter träumen.

Eine Initiative mit bleibendem Resultat ist der *Milena Frauenverlag* (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Fraueninitiative der Stadt Wien), der 1980 gegründet wurde und mittlerweile ein etablierter Verlag für feministische und lesbische Literatur geworden ist. Milena verlegt auch einige erfolgreiche Krimiautorinnen, von

¹⁷ *Trotz Fleiß – keinen Preis?* Zentrum für Kulturforschung (Hrsg), ARCCult Media, Bonn, S. 24-28.

denen sich 18 zur gleichnamigen Assoziation zusammengeschlossen haben (siehe auch: www.krimiautorinnen.at). Während andere literarischen Frauenvereine – wie etwa die *Arbeitsgemeinschaft Autorinnen (AGA)* – auch Amateurinnen aufnehmen und eher eine anti-elitäre Linie vertreten, versammeln die Krimiautorinnen die Besten und Erfolgreichsten des Landes. Darüber hinaus verfolgen die Krimiautorinnen auch ein geschicktes Marketing-Konzept, u.a. mit einem gelungenen Web-Auftritt und der Gestaltung von Leseabenden.

Eine Initiative, die mit dem österreichischen Filmschaffen in Zusammenhang steht, ist das Wiener Drehbuchforum, das über zehn Jahre lang erfolgreich von Sabine Perthold mit betont feministischer Akzentuierung geleitet wurde.

Den Journalistinnen, naturgemäß mit dem besten Draht zur Öffentlichkeit ausgestattet, steht mit dem *Frauen-Netzwerk-Medien* seit dem Millennium eine Plattform und Interessenvertretung zur Verfügung, die regelmäßige Veranstaltungen und eine informative Website (inklusive aktivem Forum) bietet. Ein sehr aktives Forum stellen auch die feministisch orientierten *Ceiber-Weiber* dar, die die Nummer 1 unter Österreichs online Frauen-Magazinen produzieren. Vergleichsweise alteingesessen hingegen sind die *Aktion Unabhängige Frauen (AUF und Auf Info – Verein zur Förderung feministischer Projekte)* und die monatlich erscheinenden *an.schläge*. Die zweimal jährlich erscheinenden *female sequences* sind in erster Linie lesbischer Literatur und Lesbenkultur gewidmet, während *fiber* sich mit Feminismus und Popkultur beschäftigt.

Unter den feministischen Initiativen der politischen Parteien ist neben *Milena* (SPÖ) noch *Brot & Rosen* hervorzuheben, eine Fraueninitiative der Grünen mit vierteljährlicher Publikation.

8. ‚Frau und Öffentlichkeit‘ – Ein problematischer Wirkungszusammenhang

Es scheint, als ob die etablierte Literaturszene ein besonders frauenresistentes Territorium darstellt, während gleichzeitig die Arbeit von Frauen, besonders in den nachgeordneten Funktionen, unverzichtbar für die Aufrechterhaltung

des Betriebs ist. Nicht nur das: Da Frauen im allgemeinen mehr lesen als Männer, sind sie auch als Leserinnen unverzichtbar.

Bridget Fowler verweist auf subtile Ursachen hinter diesem Ungleichgewicht, die mit traditionellen Rollenmustern fest verwachsen scheinen. Besonders dort, wo es um Öffentlichkeit geht bzw. darum, etwas öffentlich zu machen, sind die inhärent mitschwingenden gesellschaftlichen Finalbilder von Frauen und Männern diametral entgegengesetzt:

“Such differences in artistic trajectory and habitus for men and women have their origin in the exclusion of women from the bourgeois space. Joan Landes has pointed out that the term for a public man (*homme publique*) means one who has a creditable, disinterested commitment to the social and to an anticipatory future. *Une fille publique*, on the other hand, is a prostitute (1988: 3). Thus the public sphere did not – even in an imaginary unity-transcend gender interests (1988: 56-57).”¹⁸

Auch wenn der Anteil der Frauen bei den politischen EntscheidungsträgerInnen in den letzten Jahren zugenommen hat, ist die Frau, die sich aktiv der Öffentlichkeit präsentiert, noch immer keine Selbstverständlichkeit – es sei denn, sie ist SchauspielerIn oder Model.

Die Geschichte schreibender Frauen wurde von diesen subtilen Vorurteilen mitgeprägt. Während Egon Erwin Kisch und Georg Simmel über die enorme Beobachtungsgabe des Flaneurs philosophierten, blieb diese Rolle den Frauen eigentlich bis heute verwehrt. Eine flanierende Frau wird in der Öffentlichkeit anders wahrgenommen als ein Flaneur. Vielleicht ist es deshalb auch so schwer, für diesen Begriff eine geschlechtsneutrale Bezeichnung zu finden. Weder ‚Flaneuse‘ noch ‚Flanelle‘ dürften sich hierzu eignen.

Nicht umsonst erfüllten die ersten Journalistinnen auch eine wichtige Vorbildfunktion für viele feministische Schriftstellerinnen. Im Zuge der zweiten Frauenbewegung in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wurden schließlich die ersten reinen Frauenverlage gegründet, die ihren Programmschwerpunkt auf feministische Literatur legen. Inzwischen existiert eine Anzahl von weiblichen Initiativen, die sich zum Ziel gemacht haben, den vielfältigen Hemmnissen,

¹⁸ Fowler, *Bourdieu and Cultural Theory*, S. 130.

denen schreibende Frauen begegnen, effektiv entgegenzutreten.

Die Interviewpartnerinnen aus dem Verlagsgeschäft, die im Tagesgeschäft häufig mit den patriarchalen Strukturen männlicher Dominanz konfrontiert sind, orten deren Ursachen – wenig überraschend – in den traditionellen Rollenbildern, die für Frauen im Allgemeinen ein Mehr an Arbeit bei einem Zuwenig an Anerkennung vorsehen. Dabei wird allerdings nicht ganz übersehen, dass es auch an den Frauen liegt, sich aktiv für Veränderungen einzusetzen, etwas, worüber sich karrierebewusste Frauen üblicherweise im Klaren sind. Eine erfolgreiche Verlagsfrau reflektierte ihre Erfahrungen, die sie machte, als sie mit einem Partner eine Buchhandlung eröffnete, mit den folgenden Worten:

„Ich bin nach der Buchhandlung in Linz nach Wien übersiedelt und habe – mit meinem damaligen Lebensgefährten – gemeinsam mit der Buchhandlung in Linz hier quasi eine kleine Filiale aufgemacht. Und da war irgendwie von vornherein klar, dass der Mann der Sortimentsleiter ist. Wobei das für mich nicht so klar war, weil ich die ausgebildete Buchhändlerin war und er nicht. Solche Dinge. Wo man auf den Tisch hauen muss und sagen: Entweder gemeinsam oder ich. Da muss man sehr viel Energie aufbringen. Es klingt wie eine Plattitüde, die eh immer wieder auftaucht, aber Frauen leisten einfach mehr, um zum Gleichen zu kommen, was die Karriere betrifft. Es geht einerseits um Hierarchien und Definitionen von Jobs, aber auch um Macht. Es geht andererseits auch – das ist meine Erfahrung, die ist in der Verlagsbranche sehr üblich – darum, dass das Inhaltliche, das Programmatische die Männer machen. Während Vertrieb, Marketing, die Zahlen – also die tägliche, schwierige Arbeit – bei den Frauen liegt. Das ist traditionell so, wenn man herumschaut. Es gibt ganz wenige Verlage, bei denen das anders ist, das sind dann oft die Verlage, die von einer Frau geleitet werden. Meist im Kinder- und Jugendbuchbereich, was wiederum klassisch ist. Und diese subtilere Ebene, dass man beispielsweise einer Frau die inhaltlichen Konzeptionen kaum zutraut oder den Zugang dazu verwehrt, das ist auch so ein Stolperstein.“

Unter den üblicherweise freiberuflich agierenden VerlagsrepräsentantInnen befinden sich in Österreich die Frauen gegenüber ihren männlichen Kollegen eigentlich nicht in der Minderheit.

Dennoch finden sich im Verzeichnis des Hauptverbands nur zwei Frauen gegenüber vierzehn Verlagsrepräsentanten eingetragen – ein Missverhältnis, das auch von einigen Interviewpartnerinnen als nicht den Tatsachen entsprechend betrachtet wurde.

Die fehlende Präsenz der Frauen dort, wo es mitunter darauf ankommt – etwa in Branchenverzeichnissen, Verbänden und Interessengruppen – begegnete uns im Verlauf der Studie wiederholt. Sind Männer besser auf dem Gebiet der Eigenwerbung? Die Vermutung steht zumindest im Raum. Daneben aber werden Frauen nach wie vor – speziell in der beruflichen Begegnung mit Männern – nach wie vor mit Rollenerwartungen konfrontiert, die ihnen automatisch den zweiten Platz zuweisen. Auch bzw. gerade karrierebewusste Frauen wissen davon ein Lied zu singen und natürlich auch unsere Interviewpartnerinnen:

„Von meiner Ausbildung her bin ich Buchhändlerin und habe einige Jahre in der Branche im Ausland gearbeitet, als mir in Wien eine Stelle als Vertriebsfrau angeboten wurde. Vertrieb und Marketing mit einem Jahresbudget von 4 bis 5 Mio. Schilling. Geld für Anzeigen, Werbung, Promotion. Es war zunächst ein großer Sprung und ein toller Job – für zwei Jahre. Dann begann das Mobbing seitens eines Verlagsvertreters, der vielleicht genug davon hatte, die Buchhandlungen abzuklappern. Er hat sich an den Geschäftsführer angebidert und gegen mich intrigiert. Er wollte meinen Job und er hat es wirklich geschafft! Mir wurde angeboten, als seine Sekretärin zu arbeiten oder seinen Job im Außendienst zu machen, oder zu kündigen. Ich habe mich dann für das Zweite entschieden, ich war davor noch nie Verlagsrepräsentantin. Ich habe dann über ein Jahr zu ziemlich dubiosen Bedingungen gearbeitet, während dieser Mann auf meinem ehemaligen Posten ein ziemliches Chaos veranstaltet hat. Er besaß weder den Ausbildungshintergrund noch die Erfahrung. Nach 18 Monaten wurde ihm wegen Unfähigkeit gekündigt. Er verstand sich aber zuvor gut auf's Bluffen. Er erhielt ein Firmenhandy, natürlich auch ein viel höheres Gehalt als ich hatte, und auf seiner Visitenkarte stand ‚Key Account Manager‘ – all diese typisch männlichen Statussymbole, die Firmen Männern halt viel eher gönnen als Frauen. Ich bin noch immer Verlagsrepräsentantin, mittlerweile aber zu weit besseren Bedingungen und bin jetzt auch ganz zufrieden mit meiner beruflichen Situation.“

9. Rollenmuster der Geschlechterverteilung im österreichischen Filmschaffen

Eine der zentralen Forschungsfragen der Culture Biz Studie betraf die Geschlechterverteilung und den Frauenanteil bei österreichischen Filmproduktionen in den Jahren 1991-1993 und 2001-2003. Einbezogen wurden ausschließlich Filme mit Kinostart (keine Fernsehproduktionen), wobei es sich um Spielfilme, Dokumentationen oder Kurzfilme handeln konnte. Von besonderem Interesse war für uns das Geschlechterverhältnis bei Positionen, die traditionell männlich besetzt sind wie Regie, Produktion oder Kameraführung (SchauspielerInnen wurden nicht berücksichtigt).

Wichtige Quellen waren die jährlichen Berichte der *Austrian Film Commission* (AFC), sowie das Magazin *Filmkunst*, eine vierteljährliche Publikation der vormaligen *Österreichischen Gesellschaft für Filmwissenschaft, Kommunikation und Medienforschung*. Letztere existierte über viele Jahrzehnte hinweg bis 1998 und zählte die genaue Dokumentation des österreichischen Filmschaffens zu ihren wesentlichsten Aufgaben. Weitere Quellen, die Berücksichtigung fanden, waren die Jahresberichte des Fachverbands der Filmindustrie (FAFO) und die Statistik Austria¹⁹. Bei den Verbänden waren die Websites die primäre Quelle, ergänzt durch das persönliche Gespräch mit Mitgliedern, Obfrauen oder Obmännern. Anzumerken ist ferner, dass nur solche Dokumentarfilme einbezogen wurden, die eine Mindestlänge von einer Stunde aufweisen, während die Kurzfilme eine Dauer zwischen drei Minuten bis zu einer Stunde haben konnten.

Die gewonnenen Daten wurden wiederum ergänzt durch die persönliche Recherche, zahllose Telefonate mit ExpertInnen und schließlich wurden über hundert Tabellen angelegt und Auszählungen durchgeführt²⁰.

In den vergangenen Jahren erschien im österreichischen Filmschaffen eine neue Generation junger Regisseurinnen: Barbara Albert, Ruth Mader, Sandra Derflinger, Nina Kusturica oder Jessica Hausner überzeugten nicht nur das österreichische Kinopublikum, sondern fanden auch international Beachtung und konnten sich über

Preise prestigeträchtiger internationaler Festivals freuen. Nun ließe sich spekulieren, ob es sich dabei um ein singuläres Phänomen handelt oder bereits um einen Trend. Tatsache ist, dass der Anteil an Regisseurinnen bei österreichischen Spielfilmproduktionen in der Zeitspanne des Erhebungszeitraums von 9,4% auf 18,9% gestiegen ist. Noch erfreulicher ist die Bilanz, wenn wir nicht nur den Bereich des Spielfilms betrachten, sondern auch die Entwicklung bei Dokumentar- und Kurzfilm einbeziehen. Demzufolge wäre der Gesamtanteil der Frauen in verantwortungsvollen Positionen in den letzten 15 Jahren merklich gestiegen, wobei besonders in den Bereichen Drehbuch, Kamera und Produktion fast eine Verdopplung stattgefunden hat. Allerdings nur, wenn man eben alle untersuchten Sparten (Spielfilm, Dokumentar- und Kurzfilm) zusammengefasst auszählt. Im Bereich Kamera/Spielfilm zeigte sich nämlich bei gesonderter Auszählung, dass während dem Erhebungszeitraum keine wesentliche Änderung im Geschlechterverhältnis eingetreten ist. Im Gegenteil: Hier ist der ohnehin geringe Frauenanteil von 3,4% auf 2% gesunken (eine Kamerafrau war nach Deutschland gegangen...).

Generell konnten wir feststellen, dass Kamerafrauen eher im Bereich des Dokumentarfilms Chancen finden als im prestigeträchtigeren Spielfilm, wo die Bedienung einer Filmkamera nach wie vor fest in Männerhänden liegt.

Obleich Frauen mit rund 40% unter den Beschäftigten in der österreichischen Filmindustrie vertreten sind, ist ihr Organisationsgrad deutlich geringer als der ihrer männlichen Kollegen. Bei genauerer Betrachtung fällt zudem die geschlechtsspezifische Gewichtung in den einzelnen Verbänden ins Auge: So verfügt der traditionell als männerdominiert eingestufte Verband der Kameraleute Österreichs über einen minimalen Frauenanteil von 3%, während sich im Verband der CutterInnen typischerweise ein Frauenanteil von 88% findet. Dabei ist der Organisationsgrad in der Branche generell als schwach einzustufen: Nur rund 18% der Beschäftigten in der österreichischen Filmindustrie sind demnach einem Fachverband beigetreten. Ein Interviewpartner, der seit einigen Jahren als Kameraassistent tätig ist, äußerte sich dazu folgendermaßen:

¹⁹ Wolfgang Pauli von der Statistik Austria dokumentiert seit Jahren mit besonderem Engagement die Beschäftigungsstatistik (inkl. Arbeitslose) in den Kulturberufen und war uns mehrmals eine große Hilfe.

²⁰ Ein Gutteil dieser etwas mühsamen und langwierigen Recherche wurde von Maria Malle übernommen, die diese Arbeit hervorragend bewältigt hat.

„Das (der Verband österreichischer Kameraleute, Anm.) scheint mir mehr ein Klub als eine Interessenvertretung. Ich habe davon erst gehört, nachdem ich schon ein paar Jahre als Kamera-Assistent gearbeitet habe. Man muss eine Rolle einschicken und die entscheiden dann, ob man ihrem Klub beitreten darf. Ich persönlich kenne nur einen, der das gemacht hat, und ich kenne doch einige Kameramänner. In der Regel sind es ja Männer. Wenn die Entscheidung ansteht, wer den Job macht, entscheidet man sich meistens für einen Mann. Als Assi schleppt man jahrelang schwere Kisten, Kabel, Kamerakoffer und so herum. Ich habe oft in den Bergen gearbeitet, auch im Winter, wo die Bedingungen schon herausfordernd sind, und würde sagen, dass man sich da sich nur in Ausnahmefällen für eine Frau entscheidet.“

Diese Beobachtung deckt sich nur teilweise mit den Aussagen einer interviewten Kamerafrau (einer der wenigen Frauen im Verband österreichischer Kameraleute), deren eigene Erfahrung allerdings von der oben gemachten Aussage insofern abwich, als es für sie kein Problem war, Beschäftigung als Kameraassistentin zu finden, als Kamerafrau hingegen sehr wohl. Und am ehesten ginge es – wiederum in Einklang mit unserer Wahrnehmung – im Bereich des Dokumentarfilms, wobei sie die Wichtigkeit weiblichen Networkings betonte. Doch auch sie musste erleben, wie ihr Engagement in der heimischen Filmszene auf Grenzen stieß;

„Ich habe versucht, innerhalb des Verbands eine Veranstaltung zu organisieren, bei der nur Filme gezeigt werden sollten, bei denen Frauen wichtige Funktionen hatten. Entweder als Regisseurin, als Komponistin, als Kamerafrau, etc. Aber schon bei der zweiten derartigen Veranstaltung bekam ich zu hören, dass die Männer lieber ihre Filme vorgeführt sehen möchten. Ich habe mir gedacht ‚Das ist mal wieder typisch, einmal dürfen wir was machen und das war’s dann auch schon wieder‘.“

Überspitzt ließe sich formulieren: Den bemühten *Initiativen* engagierter Frauen stehen die durchsetzungsstarken *Verbände* der Männer gegenüber, denn sechs von neun Berufsverbänden, die im *Dachverband der Österreichischen Filmschaffenden* zusammengeschlossen sind (Kameraleute; Regis-

seure; TV-Regisseure; Cutterinnen; Sound Designer; Drehbuch-AutorInnen; Location Manager; Filmausstatter; DokumentarfilmerInnen) haben einen Obmann, die Verbandsmitglieder insgesamt sind ohnehin überwiegend Männer. Zu den drei Verbänden mit Obfrauen gehört natürlich der Verband der CutterInnen, was wiederum ins traditionelle Bild passt. Inklusiv dem Verband der SchauspielerInnen, der ebenfalls dem Dachverband angehört (hier aber nicht weiter berücksichtigt wurde), zählten die Verbände insgesamt im Jahr 2004 752 Mitglieder. Der Produzentenverband wurde in der Untersuchung eher vernachlässigt, da eine Auszählung der Geschlechterverteilung sich hier schwer dokumentieren ließ. Zum Zeitpunkt der Erhebung (2004) war der Vorstand des Produzentenverbands mit einer Ausnahme männlich besetzt. Allerdings fanden sich damals zur einzigen Frau im Vorstand auf der Website des Produzentenverbands keine Angaben, während die Männer alle als CEOs von umsatzstarken Filmproduktionsfirmen vorgestellt wurden. Inzwischen wurde nicht nur die Website des Verbands umgestaltet²¹, seit April steht ihm mit Gabriele Kranzelbinder von der Amour Fou Filmproduktionsgesellschaft auch erstmals eine Präsidentin vor. Sie ist nun die einzige Frau, neben dem Vize-Präsidenten, den sechs Vorstandsmitgliedern und den zwei Rechnungsprüfern.

Bei der Betrachtung der Auswertung zu den Top-Filmen erwies sich einmal mehr, dass der Frauenanteil nach oben hin dünner wird. Ungeachtet des steigenden Frauenanteils bei der Gesamtzahl aller in Österreich produzierten Filme (also einschließlich Dokumentarfilme, Avantgarde- und Experimentalfilme) ist der Frauenanteil bei jenen Positionen, die mit dem größten Prestige verbunden sind – wie eben die wichtigsten Positionen bei großen Spielfilmen – innerhalb eines Jahrzehnts nur um knapp 4% gestiegen. Zwar kann man optimistischerweise (z.B.) von einer Verdoppelung der Anzahl der Filmproduzentinnen sprechen, wenn es gegenüber dem früheren Vergleichszeitraum nun zwei statt einer gibt, aber solche Aussagen scheinen angesichts der verschwindend geringen absoluten Zahlen in diesem Bereich doch etwas fragwürdig.

In den jährlich erscheinenden Branchenführern kommen Spielfilm-Produzentinnen praktisch kaum vor. Eine seltene Ausnahme ist die bereits erwähnte, höchst erfolgreiche Filmproduzentin

²¹ Siehe auch: www.austrian-film.com/start_j.htm

Gabriele Kranzelbinder. Im Jahr 2004 war *Amour Fou* mit vier Filmen beim Festival in Cannes vertreten, die vorgestellten Filme wurden aber nicht nur in Cannes, sondern auch auf weiteren Film-Festivals mehrfach ausgezeichnet. Als eine der ganz wenigen Filmproduzentinnen beschrieb sie im Interview die Situation mit den folgenden Worten:

„Einfach nur so hören tut dich keiner, wenn du nicht laut schreist. Es ist wirklich so. Die Einladungen, die teilweise so reinflattern, kommen an den Herrn Ko-Geschäftsführer, und die Frau Ko-Geschäftsführerin wird geflissentlich übersehen. Solche Sachen passieren schon.“

Ich glaube aber auch, dass es jetzt in dieser neuen Generation die Idee des Zusammenarbeitens gibt. Es gibt zwar unter den Kreativen Konkurrenz, aber es ist grundsätzlich auch eine Bereitschaft da, einander zu helfen, weil alle kapieren, dass man gemeinsam mehr schafft. Die Tendenz beim Frauenanteil mag zwar steigend sein, aber es dauert halt eine Weile. Ich glaube, dass in der Filmbranche der internationale Erfolg der kreative Output junger Frauen ist, die sagen ‚Wir machen jetzt unser Ding‘, die mutig sind. Auch kämpferisch genug sind, das färbt ab. Andererseits: der Direktor des Filminstituts ist ein Mann, der Direktor des Filmfonds ist ein Mann, der Geschäftsführer der Austrian Film Commission ist ein Mann ...“

Insgesamt waren zum Zeitpunkt der Erhebung (Sommer 2004) 172 Personen bei den 30 umsatzstärksten Filmproduktionsfirmen angestellt. Dabei ergab sich ein Frauenanteil von 31,4%. Dieser ist geringer als der Anteil der Frauen in der österreichischen Filmindustrie insgesamt (er lag im Jahr 2003 bei rund 40%). Dies dürfte ein weiterer Indikator dafür sein, dass Frauen (tendenziell!) in den erfolgreichsten Betrieben geringer vertreten sind als etwa in Klein- und Kleinstunternehmen. Das deckt sich auch mit unserem Befund, dass Frauen zwar vermehrt in filmische Berufsfelder eindringen, dort aber eher im Videobereich, im Dokumentar- und Avantgardefilm Chancen finden als im prestigeträchtigeren Spielfilmsektor.

Zelluloid scheint nach wie vor eine männliche Domäne zu sein.

Ähnlich verhält es sich im filmwirtschaftlichen Bereich: Bei den BesitzerInnen (28%), bei den

GeschäftsführerInnen (23%) und bei den ProduzentInnen (20%) sind Frauen noch immer eine Minderheit, während sie sich im Marketing langsam der 50% Marke nähern.

Office Management ist – wen wundert’s? – nach wie vor in weiblichen Händen, mit eindrucksvollen 71%. Andererseits ist der Bereich Marketing ein Beispiel für eine Feminisierung eines vormals männlich dominierten Berufsfelds, das sich Frauen erst in den letzten beiden Jahrzehnten erobert haben.

Immer noch gibt es in der österreichischen Filmbranche einen hohen Anteil an Beschäftigten, die über *learning by doing* in den Job gewachsen sind. Insider gehen von 30-50% aus, auch wenn in den Interviews wiederholt die Ansicht vertreten wurde, dass der Professionalisierungsgrad in den letzten Jahren zugenommen hat. Dass zumindest bis in die jüngere Vergangenheit film-schaffende Frauen bereits in der Ausbildung mit Schwierigkeiten besonderer Art fertig werden mussten, geht aus folgender Interviewpassage mit einer prominenten und vielfach preisgekrönten Videokünstlerin hervor:

„Ich selbst lernte Schnitt anderswo, *mehr learning by doing*. Aber zwei meiner Freundinnen lernten Schnitt an der Filmakademie. Von ihnen erfuhr ich von diesem Druck, der dort gegen die Frauen ausgeübt wurde. Obwohl es eine kleine, aber prominente Gruppe von Filmfrauen in den 70er Jahren gegeben hatte, war da doch dieser *Backlash* in der 80ern. Ich selbst hatte Schwierigkeiten, einen Professor zu finden, der einer Studentin Bildhauerei beibrachte. Meine beiden Freundinnen dort haben sich umgebracht, unabhängig voneinander, weil sie nicht länger mit diesem ganzen Druck fertig wurden, den sie dort empfanden. Ich denke, es hatte damit zu tun, dass sie als Frauen in einen traditionell männlichen Bereich eindringen, obwohl immer davon die Rede ist, dass Schnitt ein weiblich dominiertes Feld ist. Eine der beiden hat sich übrigens durch einen Sprung aus dem Fenster des Schneideraums umgebracht.“

Dem ist allerdings hinzuzufügen, dass sich das Klima an der Wiener Filmakademie inzwischen doch merklich gewandelt hat und heute wesentlich frauenfreundlicher ist als noch vor zwanzig Jahren. Was wohl auch mit dem gestiegenen Anteil an Studentinnen zusammenhängt.

10. Die Geschlechterverteilung bei Studierenden und Absolventen verschiedener Ausbildungsinstitutionen für Filmschaffende

Während die Ausbildungswege für Berufe in der Verlagsbranche von wenigen minoritären Ausnahmen abgesehen (Initiativen des Hauptverbands, BuchhändlerInnenlehre, vereinzelte universitäre Lehrveranstaltungen) hierzulande dünn gesät sind und Auszubildende im benachbarten Deutschland eher zu einer fundierten Ausbildung gelangen, haben sich die Ausbildungswege für angehende Filmschaffende in den vergangenen Jahren deutlich erweitert. Aufschlussreich erschien uns aber auch die Entwicklung der Geschlechterverteilung an der Wiener Filmakademie. Nachfolgend die markantesten diesbezüglichen Ergebnisse über die Filmakademie, die auf der Basis der von der Statistik Austria publizierten Hochschulstatistik ausgewertet wurden:

1992 – Doppelt so viele Männer wie Frauen belegten das Fach Regie, nahezu zehnmals mehr Männer als Frauen wählten das Fach Kamera. Es gab generell eine signifikante Mehrheit von Studenten (über 70%) gegenüber Studentinnen. Von 103 StudentInnen waren nur 30 weiblich.

1997 – Insgesamt 106 StudentInnen, davon 61 Männer und 45 Frauen. Damit war der weibliche Prozentsatz innerhalb von fünf Jahren von 30% auf 45% angestiegen. Ebenfalls signifikant gestiegen ist der Anteil von Studentinnen, die das Fach Kamera belegten.

2002 – Im Wintersemester 2001/2002 studierten insgesamt 114 StudentInnen. Erstmals erreichten die Studentinnen eine knappe Mehrheit von 51%. Interessanterweise lässt sich ferner ablesen, dass, obgleich Frauen in traditionell männerdominierte Fächer eindringen, umgekehrt keine Männer in traditionell feminisierte Bereiche drängen: Im Bereich Schnitt ist der Frauenanteil sogar signifikant gestiegen im Vergleich zum Jahr 1992:

Während der Frauenanteil beim Lehrkörper der Wiener Filmakademie im Erhebungszeitraum nur mäßig gewachsen ist, ist er insgesamt bei den österreichischen Kunstuniversitäten signifikant gestiegen: Beim wissenschaftlich-künstlerischen Personal von 24,5% auf 35,5% und bei den Pro-

fessorInnen gar von 13% auf 24% – immerhin fast eine Verdoppelung.

Die Zahlen und Fakten zu den verschiedenen Ausbildungsinstitutionen (inkludiert wurden auch das Polycollege Salzburg, die Donau Universität Krems, die Wiener Drehbuch-Akademie und die Wiener Filmschule) wurden primär in persönlicher Recherche erhoben, wobei das Wiener Publizistik Institut und das SAE Institut besonderes Entgegenkommen zeigten. Mitunter aber stellten die Fragen nach AbsolventInnen, Zusammensetzung des Lehrpersonals im Jahr X etc. die zuständigen Personen selbst vor Datenprobleme, besonders wenn die betreffende Person erst seit kurzem ihren Posten innehatte und der Datenwust kaum überblickbar schien.

Am Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft in Wien gab es bei den entsprechenden Lehrveranstaltungen im Erhebungszeitraum nur männliches Lehrpersonal, zwei Tutorinnen standen in den Jahren des Erhebungszeitraumes insgesamt fünfmal so viele Tutoren gegenüber. Die am Publizistik-Institut als relevant eingestuften Lehrveranstaltungen vermitteln praktische und theoretische Kenntnisse in Kameratechnik- und -handhabung, sowie Kenntnisse in Tontechnik, Licht, Schnitt und Filmtheorie. Bei den diesbezüglich als ‚Graduierten‘ eingestuft handelt es sich um Personen, die möglicherweise zwar nicht ihr Studium abgeschlossen haben, die aber nachweislich praktische Kenntnisse in den Bereichen Kameratechnik erworben haben. Jedenfalls kann sich das Publizistik-Institut, was die Zahl an ehemaligen StudentInnen betrifft, die in der Filmbranche Fuß gefasst haben, mittlerweile durchaus mit der Filmakademie messen. Entsprechend den hier zur Anwendung gekommenen Kriterien qualifizierten sich in den Jahren 1992/1997/2002 insgesamt 37 Personen, davon zwölf Frauen (= 32%).

Zum eher techniklastigen SAE Institut finden Frauen vergleichsweise noch schwer Zugang: Hier stellten die Absolventinnen im Jahr 2002 eine Minderheit von 21,5% und auch der Frauenanteil beim Lehrpersonal war mit 16,6% eher schwach. Seit 2004 wird das Wiener SAE Institut jedoch von einer Frau geleitet, die die Forderung nach Gender-Mainstreaming in die Praxis umgesetzt hat – mittlerweile sind 50% des Lehrkörpers weiblich (!) und auch der Anteil der Studentinnen ist deutlich gestiegen.

Ein ähnlicher Trend lässt sich auch am Polycolle-

ge Salzburg erkennen: Während im Jahr 1997 der Anteil der Studentinnen bei 27% lag, stieg er innerhalb von fünf Jahren auf 36%.

Interessanterweise dürfte es bei diesem – ähnlich wie SAE – eher technik-orientiertem Ausbildungsprogramm mehr männliche als weibliche Studienabbrecher gegeben haben, denn während der Anteil der StudentInnen 1997 bei den erwähnten 27% lag, betrug er bei den Graduierten des 1996 eingeführten 8-semesterigen Lehrgang (2002) 38%!

Betrachtet man nun die Ergebnisse der hier angeführten sechs Ausbildungsinstitutionen (exklusive der Wiener Filmakademie) im Hinblick auf die AbsolventInnen, so zeigt sich, dass trotz der mancherorts erfreulichen Entwicklung der Frauenanteil prozentuell über den gesamten Erhebungszeitraum hinweg dennoch praktisch unverändert blieb:

Tab. 7				
Jahr	Graduierte			
	gesamt	M	W	w %
1992	17	11	6	35%
1997	21	14	7	33%
2002	171	111	60	35%

Dabei ist nämlich zu berücksichtigen dass zwar die absolute Zahl der Frauen, die eine Filmausbildung absolvieren, enorm gestiegen ist, aber eben auch mehr Männer als jemals zuvor in diesem Bereich studieren. Zwar weisen z.B. die Drehbuch-Akademie und die Wiener Filmschule einen relativ hohen Frauenanteil aus, aber das sind Institutionen, die insgesamt in eher kleinerem Rahmen arbeiten, während Ausbildungsstätten wie das SAE Institut oder das Polycollege in Salzburg nicht nur über höhere StudentInnenzahlen verfügen, sondern auch generell – wahrscheinlich aufgrund ihres technik-orientierten Kursprogramms – eher Studenten als Studentinnen anziehen. Hinzu kommt, dass ein traditionell als feminisiert eingestuft Bereich – nämlich Schnitttechnik – in den letzten Jahrzehnten durch die Einführung des Computerschnitts (bzw. digitalisierter Schnitttechniken) eine starke Veränderung erfuhr. Damit scheint Schnitt, zumindest was die künftige Entwicklung betrifft, nicht mehr zwangsläufig eine weibliche Domäne zu sein.

Insgesamt hat sich die Anzahl der Frauen als auch der Männer, die in Österreich eine Filmausbildung anstreben, seit 1992 praktisch verzehnfacht. Dies ist vor dem Hintergrund zu sehen, dass es

1992 nur die Filmakademie gab, seitdem aber eine Reihe anderer Ausbildungsmöglichkeiten ins Leben gerufen wurden, die offenbar für zahlreiche Auszubildende höchst attraktiv sind.

11. Abschließende Anmerkungen zu den Barrieren weiblicher Berufsverläufe

Betrachtet man den unverändert geringen Anteil heimischer Produktionen am audiovisuellen Sektor, stellt sich natürlich die Frage, wo die AbsolventInnen der verschiedenen Ausbildungsinstitutionen für angehende Filmschaffende in der Zukunft beruflich Fuß fassen können. Die in den letzten Jahren gewachsene Zahl kleinerer TV-Stationen deutet eine Entwicklung an, die gerade auch Frauen neue Möglichkeiten des beruflichen Auskommens bieten könnte, da praktisch ausschließlich mit Videotechnik gearbeitet wird und Frauen gemäß unserem Befund hier am ehesten berufliche Chancen finden, während sich beim minimalen Segment des weit prestigeträchtigeren Kinofilms die leitenden Funktionen noch immer fest in Männerhand befinden (eine Ausnahme bilden hier die weiter oben erwähnten Regisseurinnen).

Klar hervor ging aus unserer Untersuchung die Tatsache, dass im öffentlichen Bereich die Forderung nach Gender Mainstreaming kein bloßes Lippenbekenntnis geblieben ist, hier ist ein positiver Trend für die Frauen zu beobachten angesichts des steigenden Frauenanteils bei den Preisträgerinnen, der Zusammensetzung der Jurien und, fallweise, auch in der Besetzung wichtiger Führungsfunktionen, etwa bei Film-Festivals. Unser Befund zeigt aber auch – etwa angesichts der rasant gestiegenen Zahl von Frauen, die eine filmische Ausbildung absolvieren – dass die politischen Maßnahmen weniger eine Vorgabe darstellen als vielmehr ein Hinterherhinken gegenüber einer gesellschaftlichen Entwicklung, die sich zumindest im Ausbildungsbereich in zahlreichen universitären Disziplinen deutlich abzeichnet.

Demgegenüber bietet sich am privatwirtschaftlichen Sektor sowohl im Filmgeschäft als auch am Buchmarkt ein weniger erfreuliches Bild: Führungsfunktionen, v.a. in wirtschaftlich erfolgreichen, umsatzstarken Mittelstands-Unternehmen, liegen eindeutig in Männerhand. Daran ändert auch die fallweise auftretende ‚Frau an der Spitze‘ wenig bis gar nichts. So sind etwa beim

ORF nach wie vor über 90% der Führungsfunktionen männlich besetzt. Wie die persönliche Recherche ergab, gab es sogar einen leicht gegenläufigen Trend zu den weiter oben dargelegten Ergebnissen.

Der Backlash ist keine Fiktion.

Es sieht also generell nicht allzu gut aus für weibliche Karrieren und dieser Umstand steht in krassem Gegensatz zur oft bemühten dämonisierenden Rhetorik, wenn von der ‚karrierebewussten Powerfrau‘ die Rede ist, die gerne für die Überalterung der Gesellschaft verantwortlich gemacht wird. Allerdings begegnet uns in diesem Zusammenhang auch ein Prozess des Differierens zwischen Klasse und ethnischer Zugehörigkeit, auf den Amanda D. Lotz in ihrem Aufsatz ‚Postfeminist Television Criticism‘²² hinweist, der zwar in den angelsächsischen Ländern stärker wahrnehmbar, aber auch hierzulande anzutreffen ist:

While discourses generally circulating in the culture criticized upper-middle-class white women for going to work and leaving children in day care, other, more demonizing public rhetoric and popular media discourses, constructed working-class women, especially women of colour, as shiftless welfare mothers abusing the benefit system.

Abschließend sei auf die wichtigste Barriere weiblicher Karrieren verwiesen: die Möglichkeit der Mutterschaft. Neben dem Mangel an hilfreichen Netzwerken und der Scheu vor klar definierten Karrierezielen wurde die Möglichkeit, dass Frauen Mütter werden können, einhellig von allen InterviewpartnerInnen als größtes Hindernis auf dem Karriereweg gesehen. Von insgesamt 21 InterviewpartnerInnen waren drei der vier Männer Väter, aber nur sechs der 17 Frauen Mütter. Anders ausgedrückt, betrug der Anteil der erfolgreichen Väter 75% während die erfolgreichen Mütter nur wenig mehr als ein Drittel der Interviewpartnerinnen repräsentierten. Auch wenn die geringe Größe des Samples wenig aussagekräftig scheinen mag, weist das Ergebnis doch auf den bekannten Trend, dass beruflich erfolgreiche Frauen eher kinderlos bleiben. Da Haus- und Familienarbeit sowie Kindererziehung nach wie vor hauptsächlich von Frauen erledigt werden, erweisen sich familiäre Bindungen

(sofern sie sich nicht als nützliche Ressource erweisen) für karrierebewusste Frauen häufig als Stolperstein.

Müssen Frauen auf dem Weg nach oben also auf Kinder verzichten? Diese Frage würden manche Feministinnen (und viele Post-Feministinnen) verneinen. Eine erfolgreiche Karriere, so lässt sich argumentieren, kann als Voraussetzung für den Kinderwunsch betrachtet werden, schließlich lassen sich in Top-Positionen die erforderlichen Dienstleistungen für Erziehung und Hausarbeit leichter finanzieren, während Frauen, die sich mit schlechtbezahlten Jobs in prekären Arbeitsverhältnissen begnügen, bei Mutterschaft automatisch in die Abhängigkeit des Mannes geraten und beim eventuellen Scheitern der Ehe häufig in der Armutsfalle landen.

In der Tat ist das Thema Kinder und Karriere von bleibender Aktualität und Frauen, die eine gutbezahlte berufliche Position anstreben, werden oft mit vorwurfsvollem Unterton auf ihre Kinderlosigkeit angesprochen. Andererseits macht es die herrschende Rechtslage kinderlosen Frauen schwer, über eine Adoption oder eine Samenbank ein Kind zu bekommen – sofern sie alleinstehend sind. Frauen dürfen zwar in großer Zahl Alleinerzieherinnen (und Kinderdorfmütter, Kindergartentanten und Volksschullehrerinnen) sein, trotzdem ist es für Single-Frauen und lesbische Paare in Österreich noch schwierig bis unmöglich, bei der Erfüllung des Kinderwunsches auf institutionelle Hilfe zurückgreifen zu können. Anders ist das etwa in angelsächsischen Ländern, wo in erster Linie darauf geachtet wird, ob die Frau in der Lage ist, ein Kind zu erhalten und entsprechend zu versorgen, und nicht, ob sie einen Mann vorweisen kann, wie das in Österreich der Fall ist. Diese Rechtspraxis sollten wir auch zu bedenken geben, wenn wir mit Klagen über die oft anzutreffende Kinderlosigkeit von Karrierefrauen konfrontiert sind.

Und noch etwas fällt auf: Unter den Rezepten, wie wir der Überalterung unserer Gesellschaft begegnen sollten, fehlt meist ein wesentlicher Punkt: Die Einforderung des männlichen Beitrags an Haus-, Erziehungs- und Beziehungsarbeit. Neben mehr Betreuungsmöglichkeiten und verbesserten Arbeitszeitmodellen, die die Koordi-

²² in: *Feminist Media Studies*, Vol.I, London: Routledge 2001, pp. 105-121, hier 108.

In der seit 2001 erscheinenden Reihe wurde in den vergangenen Jahren eine Vielzahl hervorragender Beiträge

zur feministischen Medientheorie und -forschung veröffentlicht, die den feministischen Diskurs auf internationaler Ebene wesentlich mitbestimmen.

nierung von Lohn- und Familienarbeit ermöglichen, kann auf den entsprechenden Beitrag der (potentiellen) Väter nicht verzichtet werden. Die Praxis vieler Lebensgemeinschaften zeigt, dass bei den meisten Paaren das in den ersten Jahren (wenn überhaupt) praktizierte Teilen der Hausarbeit früher oder später der Rückkehr zu traditionellen Rollenmustern weicht.

Während die Frauen in den letzten Jahrzehnten im Bildungswesen wie im Berufsleben beachtli-

che emanzipatorische Leistungen vollbrachten, wurden die Männer, was eine tatsächliche Gleichstellung und Gleichbehandlung der Geschlechter im Alltag betrifft, nur peripher tangiert. Der Prozentsatz der männlichen Kindergeldbezieher beträgt derzeit 3%.

Zweifellos könnte eine Bereinigung des hier gegebenen Nachholbedarfs wesentlich zu einer Steigerung der oft beklagten sinkenden Geburtenrate hierzulande beitragen.

Carina SULZER (1962)

Dr. phil.; Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie der Ethnologie an der Universität Wien. Englische Dissertation 'Industrial Folk' (2002) über die Funktion von Arbeiterliedern für das kollektive Gedächtnis, mit besonderer Berücksichtigung der Bergarbeiterlieder zur Zeit des großen Streiks der britischen Bergarbeiter (1984/85). Von 2000-2002 bibliothekarische Tätigkeit am Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie, zuletzt berufssoziologische Forschungstätigkeit am Wiener Institut Mediacult über weibliche Karrieren und Bildungsverläufe.

Jüngste Publikationen: 'Well, we'll take it as it comes' und 'A creative business: The film sector in Austria'. In: *Culture Biz*, ARCCult Media, Bonn 2005.

Gender statt Feminismus?

Über Begriffe und Wirkungszusammenhänge. Ein Versuch.

Susanne Dermutz

Im öffentlichen (wirtschaftlichen, akademischen, medialen) wie im alltäglich persönlichen Sprachgebrauch hat sich die Verwendung des Begriffs „gender“ durchgesetzt. Bezeichnungen wie Geschlecht, Geschlechter, geschlechts-spezifisch, geschlechter-bewusst, geschlechtstypisch, vergeschlechtlicht, sexualisiert, Frauen und Männer, Frauen- und Geschlechterforschung und -Studien, Feminismus, feministische Wissenschaft usw. werden zunehmend und vereinfachend durch „gender“ ersetzt, wie z.B. gender studies, gender Forschung, gender mainstreaming, gender budgeting, gender sensitivity, gender-Beauftragte, „gegendert“ usw. Der rasche sprachliche Wandel ist durchaus fragwürdig. Man könnte meinen, dass sich diese sprachlichen Änderungen wie in anderen Fällen auch auf die vermehrte Übernahme von Anglizismen zurückführen lassen. Diese Erklärung reicht aber dann nicht aus, wenn nach der Bedeutung des Begriffes gefragt wird. Und nach den Wirkungen, die der neue Sprachgebrauch auslösen kann oder soll. Bei der Antwort auf die Frage, warum eine Sprecherin/ein Sprecher das Wort „gender“ gebraucht, fällt zumeist auf, dass der Bedeutungsgehalt des Begriffes und der theoretische Zusammenhang kaum bekannt sind und reflektiert werden, übrigens auch nicht ausreichend in akademischen Milieus. Nahezu bewusst-los wird in vielen Fällen über Anpassungsleistungen die Sprache verändert. Zum Beispiel wird mit der Bezeichnung „gender mainstreaming“ häufig Frauenförderung verwechselt oder gar ersetzt. An die Stelle der Bezeichnung „Feministische Wissenschaft“ solle „gender Forschung“ treten, so unlängst eine junge Universitäts-Professorin, Feminismus und Feministische Wissenschaft seien doch veraltete Erscheinungen aus den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, so ihre Begründung. Wenn eine Universitäts-Professorin nicht zur Gruppe der bewusst-losen RezipientInnen sprachlicher und akademischer Moden gehört, was anzunehmen ist, dann steht hinter dem Sprach- ein Paradigmenwechsel, so meine These. Nun ja, mit dem „gender-Ansatz“ des „Post-Feminismus“ hat sich der feministische Diskurs in den Universitäten etabliert, allerdings mit

einem tiefgreifenden Wandel in der theoretischen Ausrichtung. Vereinfacht ausgedrückt: Gender statt Feminismus. Ohne Fragezeichen.

Aber, und: es stellen sich demnach mehrere Fragen. Warum taucht zu einer bestimmten Zeit ein neuer Begriff auf, setzt sich durch und bringt andere zum Verschwinden? Welches theoretische, politische Konzept verbirgt sich dahinter, wo setzen sich neue Denk- und Handlungsansätze durch? Welche gesellschafts-politischen Veränderungen fallen damit zusammen und wie (re)agieren wissenschaftliche und öffentliche Institutionen, z.B. die Medien? Tragen letztere auch bei zu einer bewusst-losen Verbreitung des Begriffs und Konzepts? Lässt sich für diese Bereiche eine gewisse Gleichgültigkeit vermuten, oder aber Interessen, und welche? Ich werde in diesem Artikel nicht alle Fragen aufgreifen und beantworten. Ich konzentriere mich zunächst auf diesen neuen Begriff „gender“ als einen Teil des Begriffspaares „sex und gender“. Ich gehe ich auf die Geschlechter-basierte Verteilung von Arbeit ein und auf den „Biologismus“, der die Zuweisung der Hausarbeit an die Frauen legitimieren soll. Mit diesem Thema kommt die gender-Diskussion in den Bereich der politischen Ökonomie und rückt die Brauchbarkeit des gender-Begriffs in den Kontext dieser und zugleich patriarchaler Interessen. Abschließend formuliere ich einige Thesen und eine Antwort auf die Frage „gender statt Feminismus?“.

Das konstruktivistische Begriffspaar „sex und gender“

„Gender“ ist Teil des Begriffspaares „sex und gender“ des so genannten Konstruktivismus. Der „gender-Ansatz“, die „gender-Theorie“ werden dem so genannten „postmodernen Feminismus“ zugeordnet, der sich neuerdings zum „liberalen“ und „kulturellen“ gesellt, oder aber den „sozialistischen“, „radikalen“, „Staats-“, und „Öko-Feminismus“ ablösen soll. „Den Feminismus“ gibt es nicht. „Feminismus lässt sich als Ensemble von Debatten, kritischen Erkenntnissen, sozialen Kämpfen und emanzipatorischen Bewegungen

fassen, das die patriarchalen Geschlechterverhältnisse, die alle Menschen beschädigen, und die unterdrückerischen und ausbeuterischen gesellschaftlichen Mächte, die insbesondere Frauenleben formen, begreifen und verändern will.“¹

Beim Begriffspaar „sex – gender“ bezeichnet der eine Begriff „gender“ das soziale, kulturelle, historisch konstruierte Geschlecht. Mit dem anderen Begriff „sex“ wird das natürliche, biologische Geschlecht benannt. Das Geschlecht wird also getrennt und aufgespalten in ein natürliches Geschlecht einerseits und in ein gesellschaftlich konstruiertes andererseits. Diese Trennung ist fragwürdig, wenn man davon ausgeht, dass das natürliche und soziale Geschlecht eine Gesamtheit bildet, und zwar ganzheitlich als eine Einheit, als ein Wirkungszusammenhang zu verstehen ist. Veronika Bennholdt-Thomsen, die die Frauenforschung in Deutschland mit begründet hat, betont: „Das natürliche Geschlecht prägt das soziale – die soziale/kulturelle Form ist immer an das natürlich gegebene Geschlecht gebunden. Und umgekehrt prägt das soziale Geschlecht die Natur. Margaret Mead hat in ihrer Studie ‚Sie und Er‘ beschrieben, wie eine zwischen Gesellschaften unterschiedliche geschlechtliche Arbeitsteilung auch die männlichen und weiblichen Körper anders formt.“²

Wenn von „gender“ die Rede ist, wird nur der eine Teil dieses Konstruktivismus-Begriffspaares angesprochen. „Sex“ im Sinne von „biologischem, natürlichem Geschlecht“ wird weggelassen. In unserer Kultur, mit unserem Sprachgebrauch wird unter „Sex“ geschlechtliche Reize, Anziehungskraft, Intimität usw. verstanden. Das mag als eine Erklärung für die Vernachlässigung dieses „natürlichen“ Teils des Begriffspaares in der deutschsprachigen Alltags-, nicht aber Wissenschafts-Welt gelten. Eine andere Erklärung ist, dass sich das Hauptaugenmerk der öffentlichen Debatte und der wissenschaftlichen Theorie-Konzeption und Analyse schwergewichtig bis ausschließlich auf den sozialen Teil „gender“ richtet. „Das Geschlecht wird als konstruiertes verstanden und zwar so weit, dass wir, wie Judith Butler, eine der heraus-

ragenden Theoretikerinnen des gender-Ansatzes, es ausdrückt, gar nicht wissen können, ‚wer die Frauen sind‘.“³

Der natürliche Anteil an Geschlecht ist beim gender-Ansatz unwichtig geworden. Die Durchsetzung der gender-Rhetorik lässt Natur vergessen, macht sie im Bewusstsein, in der Wahrnehmung unwirksam. Es geht gar nicht mehr um Frauen und Männer – sie sind entmaterialisiert, nur mehr die sozialen Konstrukte, ohne natürlichen, leiblichen Gehalt, sie sind nur gesellschaftlich-kulturell-sprachlich-konstruierte Symbole. Wie eine Baustelle, eine Maschine aus Teilen bestehend, die zerlegt, ausgetauscht und wieder neu zusammengesetzt werden können. Konstruiert eben. Man kann nicht wissen, wer sie sind, was draus wird. Natur ist ein Störfaktor, also abgeschafft dadurch, dass Natur und Kultur/Sozietät aufgespalten, voneinander abgetrennt sind.

Das ist neu. In der Frauen- und Geschlechterforschung ist nämlich gerade die Wechselwirkung von Natur und Kultur von zentraler Bedeutung, weil die menschliche Natur immer sozial geprägt ist. Die Frage nach der jeweiligen Aus-Gestaltung dieses untrennbaren natürlichen und sozialen Zusammenhanges mit den jeweiligen politischen, ökonomischen, historischen, kulturellen, religiösen, ökologischen, ethnischen... Besonderheiten einer Gesellschaft ist von essentiellen Interesse. Und gerade diese Besonderheiten machen die Vielfalt von Lebensformen und Lebensweisen aus. In Juchitan, einer Stadt im Süden Mexikos, zum Beispiel wird die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht über Tätigkeiten definiert, wie der Körper sich mit Natur in Verbindung setzt, sich Natur aneignet. In dieser Gesellschaft leben vier Geschlechter. Zum Verständnis in unsere Sprache „übersetzt“ gibt es „Männer im Frauenkörper“ und „Frauen im Männerkörper“ als drittes und viertes Geschlecht, die eine andere Herangehensweise an Wirtschaften und Natur haben. Auch die sexuellen Praktiken und Formen des sexuellen Begehrens sind vielfältig und haben ihren anerkannten Platz.⁴

Auf diese Wechselwirkungen von sozialen und natürlichen Anteilen des Geschlechts mit den

¹ Sigrid Metz-Göckel: *Feminismus*. In: Frigga Haug, Hg., *Historisch-kritisches Wörterbuch des Feminismus*, Band 1, Argument Verlag, Hamburg 2003, S. 156 – 179, Zitat S. 156.

² Veronika Bennholdt-Thomsen: *Gender – In welchem weltanschaulichen Kontext steht der Begriff?* Polykopierte

Manuskript ihres Vortrags 2004 in Klagenfurt, S. 2.

³ ebenda S. 2.

⁴ Veronika Bennholdt-Thomsen, Mechthild Müser und Cornelia Suhan: *FrauenWirtschaft. Juchitan – Mexikos Stadt der Frauen*. Frederking & Thaler Verlag, München 2000.

jeweiligen Unterschieden der speziellen Gesellschaften mit ihren ungleichen oder besonderen Ordnungssystemen und Normierungen und daraus entstandenen Vielfältigkeiten soll also nicht mehr geachtet werden? Mehr Einheitlichkeit statt unübersehbarer Vielfalt; für Kontrolle, Überschaubarkeit, für wen und warum? Oder ist der Wirkungszusammenhang von Natur und Kultur/Sozietät bedeutungslos, gar störend geworden? Nein, durchaus nicht, denn: das Verhältnis von Natur und Kultur/Sozietät bleibt, mit sehr unterschiedlicher Relevanz, auch in der „gender“-Forschung Gegenstand von Diskursen.

Das verwirrt. Und es bleibt die Frage, warum in diesen Debatten und Analysen nicht dem Begriffspaar entsprechend von „sex-gender“-Fragen oder „sex-gender“-Themen die Rede ist; oder warum im Englischen nicht die deutschsprachigen Bezeichnungen übernommen und diese im deutschen Sprachgebrauch beibehalten werden, weil sie durchaus nuanciert sind. „Sexualisierung“ zum Beispiel bedeutet im deutschsprachigen Kontext, dass der natürliche Leib in der kulturellen bzw. sozialen Wahrnehmung über Sexualität interpretiert wird. Ein Beispiel: Der voyeuristischen Beobachter kommentiert die Entwicklung der Brüste eines jungen Mädchens in deren Pubertät, er sexualisiert in der sozialen Interaktion die natürlich bedingte Veränderung des Leibes. Seine Bedeutung kann „sex“ als „natürliches Geschlecht“ eben nicht verlieren, kann nicht bedeutungslos sein und nicht mehr zur Sprache kommen, weil etwa die Sexualisierung gerade auf diesem Zusammenwirken von Kultur und Natur beruht. Auch am Beispiel gesellschaftlicher „Moden“ lässt sich die Wechselwirkung von natürlichem und kulturellem Geschlecht begreifen: Dicke oder dünne Leibesformen, etwa zu große oder zu kleine Brüste (auch, aber seltener der zu kleine Penis) oder fette Bäuche, sollen gegenwärtig durch medizinische Eingriffe „korrigiert“ und damit der aktuell gültigen kulturellen Norm angepasst werden; übrigens ein ökonomisch sehr lukratives Geschäft, nicht selten auf Kosten der Gesundheit. Auch die so genannte Magersucht in den verschiedenen Ausdrucksformen wird als eine gesellschaftlich beeinflusste Erkrankung des Leibes verstanden.

Wie sich Geschlechtlichkeit manifestiert, beruht immer auf dem einheitlichen Zusammenwirken von Natur und Sozialem, das wegen der vielfältigen historischen, kulturellen, ökonomischen... Bedingungen einer Gesellschaft auch vielfältige Geschlechtlichkeiten ermöglicht bzw. ermöglichen könnte. Die Tatsache etwa, dass Babys, die mit äußeren Geschlechtsmerkmalen geboren werden, die nicht eindeutig dem weiblichen oder männlichen Geschlecht zuzuordnen sind, wird medizinisch beantwortet: Die Eindeutigkeit, die die Natur der normierenden Sozietät gleichsam „vorenthält“ oder „verweigert“, wird mit dem Skalpell im wahrsten Sinn des Wortes zugeschnitten; noch im jüngsten Alter und über all die Jahre des körperlichen Wachstums wird auf die nicht der sozialen Zweigeschlechtlichkeit entsprechende natürliche Entwicklung eingewirkt. Dem jungen Menschen wird ab der frühesten Kindheit keine Möglichkeit eingeräumt, eine Geschlechtszugehörigkeit selbst zu entwickeln, wie derartig „behandelte“ Menschen es sich wünschen, vielleicht als „drittes“ Geschlecht, das wäre denkbar. Vielmehr entscheidet die Medizin als institutionalisierte Ordnungsmacht, ob die bei der Geburt natürlich vorgegebene Intersexualität zu Frau oder Mann geformt und zweigeschlechtlich genormt wird.

Wenn die Wechselwirkung zwischen Natur und Sozietät nicht „normal“ ist, wird in das Zusammenwirken eingegriffen. Anders formuliert: die Natur wird – durchaus machtvoll – kontrolliert und beherrscht.

Unsere Gesellschaft charakterisiert hier und gegenwärtig – nicht immer, nicht überall und weltweit – die kulturell und sozial konstruierte Zweigeschlechtlichkeit mit den Merkmalen Eindeutigkeit (mit den weiblichen und männlichen Geschlechter-Stereotypen für die Inszenierung der eindeutigen Zugehörigkeit zum einen oder anderen Geschlecht), Unveränderbarkeit (die durch die Normierungen für die Ausnahme des Geschlechter-Wechsels bestätigt wird) und Natürlichkeit (das eine oder das andere Geschlecht ist angeboren).⁵ Zu dieser polarisierenden Zweigeschlechtlichkeit kommt der Heterozentrismus als eine weitere Normalitätskonstruktion.⁶

⁵ Carol Hagemann-White: *Sozialisation: Männlich – weiblich?* Verlag Leske + Budrich, 1984.

⁶ Astrid Albrecht-Heide und Christine Holzkamp: *Lebensformen und Sexualität – Vielfalt quer zu*

patriarchalen Leitbildern. In: Jutta Hartmann u.a. (Hg.): *Lebensformen und Sexualität. Herrschaftskritische Analysen und pädagogische Perspektiven.* Kleine Verlag, Bielefeld 1998, S. 20 – 28.

In anderen Gesellschaften gibt es von unserer Zweigeschlechtlichkeit unterscheidbare Ordnungssysteme und Normalitätskonstruktionen, die vielfältige Lebensentwürfe und Lebensformen zulassen. Mag sein, dass Vielfalt als unkontrollierbar und für bestimmte Interessen störend sein mag, anstatt mit Respekt und Wertschätzung geachtet zu sein.

Allerdings hat sich in den meisten, jedenfalls in den industrialisierten und so genannten „zivilisierten“ Gesellschaften eine Hierarchisierung der Geschlechter sowie der Lebensformen durchgesetzt. Das Geschlecht wird damit zu einem Ungleichheitsmerkmal, zu einem „Platzanweiser“, denn es macht einen Unterschied, ob ich Frau oder Mann bin. Neben dem Geschlecht gibt es auch andere Ungleichheitsmerkmale wie die soziale Herkunft, der soziale Status, Bildung und Ausbildung, Religion, Ethnie, körperliche Beeinträchtigungen, ökonomische Ressourcen, das Stadt-Land-Gefälle usw. Die geringe Anzahl oder die Häufung der Ungleichheiten bewirkt die Positionierung und die Möglichkeiten, diese zu verändern, z.B. beim Aufstieg über die „Gläserne Decke“ hinaus. Das Geschlecht bleibt auch dann maßgeblich – auch in den obersten Rängen der Politik, Universitäten, Banken, Medien usw. Es gibt keine Geschlechtsneutralität.

Die Frauenforschung, entstanden mit der Frauenbewegung der siebziger Jahre, hat die weibliche Seite der Gesellschaft zur Sprache gebracht, sie beschrieben, analysiert, Veränderungsstrategien erarbeitet. Frauenforschung und Frauenbewegung haben die Theorien und die Praxis verändert. Gerade das Zusammenwirken von Natur und Kultur/Sozietät ist, wie gesagt, von wesentlichem Interesse, gerade wegen der hierarchisierenden Polarisierungen von Natur (= Frau) und Kultur (= Mann), die wiederum mit denen von Geist und Körper, Rationalität und Emotionalität usw. korrespondieren. Und gegen die Polarisierungen wird der Wirkungszusammenhang gesetzt.

Natur und Sozietät am Beispiel der geschlechtshierarchischen Arbeits- und Machtverteilung

In unserer Gesellschaft wird Arbeit in den Bereichen Hausarbeit und Erwerbsarbeit, im „informellen Sektor“ (z.B. die Sexarbeit der Frauen) und „ehrenamtlich“ (z.B. in Vereinen zur Betreuung von Alten oder Flüchtlingen...) geleistet. Die Ökonomin Luise Gubitzer benennt fünf Sektoren und plädiert für eine Erweiterung des auf die gewinnorientierte Privatwirtschaft bzw. den „Markt“ verengten Begriffes Wirtschaft und der Ökonomie. Damit sowie durch die Bearbeitung der Zusammenhänge können „androzentrische und patriarchale Ausblendungen und Hierarchisierungen“ aufgezeigt und die Leistungen der Frauen sichtbar gemacht werden: Frauen arbeiten mehr Stunden als Männer, erwirtschaften ein größeres BIP als die Männer (Haushalts- und ehrenamtliche Tätigkeiten werden zur Erwerbsarbeit hinzugezählt) und Frauen leisten mehr an lebensnotwendiger und gesellschaftlich notwendiger Arbeit als Männer.⁷

Seit den siebziger Jahren hat die Frauenforschung die unsichtbar gemachte, unbezahlte, unregelmäßige, ungeschützte, ausgenützte Arbeit der Frauen zum wissenschaftlichen und öffentlichen Thema gemacht und die Forderung nach Abschaffung der damit verbundenen Diskriminierungen vorgetragen. Diese Zielsetzung der feministischen Bewegung und Wissenschaft ist nach wie vor von großer gesellschaftlicher Brisanz.

Hausarbeit ist seit ihrer Entstehung vor etwa 250 Jahren und ihrer Entwicklung zu ihrer jetzigen Form zu einer „Erblast“ (Veronika Bennholdt-Thomsen) für Frauen geworden: Frauen sind dafür zuständig und verantwortlich gemacht. Männer sind bestenfalls „Mithelfende“ bzw. „Assistenten“, haben bzw. übernehmen mit Ausnahme der alleinerziehenden Väter aber nicht die Verantwortung.⁸

⁷ Vgl. S. 26 – 27 in Luise Gubitzer: *Wirtschaft ist mehr! Sektorenmodell der Gesamtwirtschaft als Grundlage für Geschlechtergerechtigkeit*. In: *Zeitschrift Widerspruch*, Heft 50, 26.Jg., 2006, S. 17 – 29. Die Wissenschaftlerin benennt in ihrem Modell fünf Sektoren der Gesamtwirtschaft: den For Profit Sektor (die gewinnorientierte Wirtschaft, verkürzt Privatwirtschaft, Markt genannt, zumeist allein als „die Wirtschaft“ gemeint), den öffentlichen Sektor (die öffentliche Wirtschaft wie Staat, Gemeinden, Weltbank...), den Dritten, Non Profit Sektor (die erwirtschafteten Gewinne der Dienstleistungen werden in den Non Profit Sektor

eingetragen und genutzt), den Haushaltssektor (die Hauswirtschaft, der Care Sektor; in den Industrieländern Familien- u.a. Haushalte; in den Ländern des Südens der Subsistenzsektor mit auch landwirtschaftlicher Tätigkeit zur Selbstversorgung), der Illegale Sektor (die illegale Wirtschaft mit Schwarzarbeit, Wirtschaftskriminalität, organisiertem Verbrechen...).

⁸ Cheryl Benard und Edit Schlaffer: *Sagt uns, wo die Väter sind*. 1991 und Cheryl Benard und Edit Schlaffer: *Die neuen alten Väter*. In: Ruth Simsa (Hg.): *Kein Herr im Haus. Alleinerziehen – eine Auseinandersetzung*, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/Main 1994, S. 285 – 301.

Trotz der zunehmenden Teilhabe der Frauen an der Erwerbsarbeit ist eine parallele Bewegung der Männer in die Hausarbeit weitgehend ausgeblieben. Das zeigt sich z.B. an der prozentuell vernachlässigbaren Größe der Väter an der beruflichen Karenzierung für die Betreuung ihrer Kinder. Das Missverhältnis bei der Altenbetreuung durch Männer ist um vieles krasser. Für Frauen bedeutet Hausarbeit erstens Mehrfachbelastung und begründet zweitens wegen ihrer Zuständigkeit für Kinder- und Altenbetreuung und das Wohlergehen für alle Familienmitglieder, also auch der (Ehe)Männer, Ungleichheiten und Benachteiligungen, die sich in vielfältiger Weise auswirken. Für Vollzeit-Hausfrauen (ich verwende diese Bezeichnung statt der diskriminierenden Wortwahl „Nur-Hausfrau“) ergibt sich eine doppelte Abhängigkeit vom (Ehe-)Mann und vom Erwerbsarbeits-Markt, über die das Einkommen und die soziale Sicherstellung der Familie hergestellt werden (sollen). Für Frauen, die Haus- und Erwerbsarbeit leisten, mag zwar die ökonomische Abhängigkeit minimiert sein, nicht aber die Mehrfachbelastung, die sich sogar verschärft: z.B. wegen der unzureichenden öffentlichen Einrichtungen für Kinder (vor und während ihrer Schulzeit) sowie für Pflegebedürftige und Alte. Die vieldiskutierte Frage der „Vereinbarkeit“ der miteinander widersprüchlichen (also unvereinbaren) Ansprüche aus Haus- und Erwerbsarbeit wird noch dazu zum individuell zu lösenden Problem für Frauen gemacht.

Die „Hausfrauen-Ehe“ und das männliche „Normalarbeits-Modell“ als die zwei Säulen der Sozialpolitik (Emmerich Talos) haben in der Wirklichkeit längst ausgedient. Sie sind aber in der Sozialpolitik und vor allem in den Köpfen erhalten. Das Zwei-Säulen-Modell war bzw. ist ohnedies nur einer bürgerlichen Schicht ermöglicht, für die die „Wahl“ zwischen Haus- und Erwerbsarbeit Gültigkeit hat. Während Frauen lange als „Dazuverdienerinnen“ diskriminiert wurden, sind sie längst zu „Zwangsverdienerinnen“ geworden.

Wie ist zu erklären, dass Frauen sich diese Diskriminierungen gefallen lassen, mehr arbeiten und leisten für weniger Geld, geringere Löhne und noch geringere Pensionen, und zudem auch noch Gewalt erdulden, von ihren Partnern, Vorgesetzten, Kollegen? Warum ist der

Widerstand von Frauen dermaßen gering? Wo bleibt eine wirksame Antidiskriminierungs-Politik?

„Die Frauenforschung hat sich von Anfang an mit diesem Zusammenhang von Ökonomie und Geschlechterfrage beschäftigt und er ist nach wie vor der Kern dieser gesamten Wissenschaftsrichtung. Wobei dieser Zusammenhang das gesellschaftliche Naturverhältnis im Kern trifft. Denn Ökonomie wird hier ganz richtig als die Weise des Austausches zwischen Mensch und Natur verstanden. Der Ausgangspunkt aller theoretischen Ansätze der Frauen- und Geschlechterforschung ist die Auseinandersetzung mit dem, was wir ‚Biologismus‘ genannt haben.“⁹

Ich komme durch dieses Zitat von Veronika Bennholdt-Thomsen zurück auf den Begriff gender, um den Kontext des Begriffs, um dessen Systematik der Aussagen, um den Sinn, der diese Begrifflichkeit macht. Ich wiederhole die vorne zitierte Aussage der herausragenden gender-Theoretikerin Judith Butler, wonach wir gar nicht wissen könnten, „wer die Frauen sind“. Und Bennholdt-Thomsen konstatiert, wenn wir uns über Begrifflichkeiten verständigen, „dann debattieren wir zugleich darüber, welche Wirtschaft und schließlich, welche Gesellschaft wir haben und mit schaffen wollen.“¹⁰

Wenn wir nicht wissen, „wer die Frauen sind“ (Butler), dann wird mit diesem Ansatz die Sicht der Differenz von Mann und Frau radikal abgelehnt. Dann wäre die Reaktion des gender-Ansatzes auf den „Biologismus“: Diese Natur gibt es überhaupt nicht. Dann gibt es auch den Biologismus als Rechtfertigung für bestimmte Formen gesellschaftlicher Ungleichheit und Diskriminierung nicht.

Biologismus – eine Rechtfertigung für Ungleichheiten und Diskriminierung

„Biologismus“, so definiert Veronika Bennholdt-Thomsen, „ist der Diskurs zur Legitimierung der herrschenden Geschlechterhierarchie durch den Rekurs auf die so genannte Natur der Frau. Demzufolge sind Frauen von Natur aus z.B. für die Hausarbeit bestimmt. Weil Frauen die Kinder bekommen, seien sie auch dafür zuständig, sie

⁹ Veronika Bennholdt-Thomsen: *Gender – In welchem weltanschaulichen Kontext steht der Begriff?* Polykopiertes

Manuskript ihres Vortrags 2004 in Klagenfurt, S. 2.
¹⁰ ebenda.

aufzuziehen, deshalb würden sie im Haus bleiben, ergo auch für das Putzen, Wäschewaschen, Kochen, Spülen, Einkaufen und die Steuererklärung verantwortlich sein usw. Genauso wurde und wird erklärt, dass Frauen weltweit in der Lohnarbeit im Durchschnitt für dieselbe Arbeit nur 75 % des Männerlohnes erhalten, dass sie besonders gut geeignet sind, die Sklavenarbeit in den Weltmarktfabriken der Sonderwirtschaftszonen zu erleiden und nach wie vor nur 6 % aller Professoren- Lehrstühle an deutschen (und österreichischen, S.D.) Hochschulen mit Frauen besetzt sind.“¹¹

Weil Frauen die Kinder bekommen, leisten sie die gesamte Hausarbeit, sind zudem berufstätig und ehrenamtlich tätig, arbeiten Frauen mehr Stunden als Männer, erwirtschaften Frauen ein größeres BIP als die Männer (Haushalts- und ehrenamtliche Tätigkeiten werden zur Erwerbsarbeit hinzugezählt) und leisten Frauen mehr an lebensnotwendiger und gesellschaftlich notwendiger Arbeit als Männer.¹²

Der Biologismus reicht als Rechtfertigung? Durchaus, denn er gewandt sich kultiviert: Frauen machen die Kinder-(Ehe-)Mann-Alten-Betreuung im Rahmen der Hausarbeit „aus Liebe“. Das sei nicht Arbeit, Hausarbeit gilt nicht als Arbeit. Wenn schon, dann „Arbeit aus Liebe“.¹³

Die Kinder zu lieben ist eine Voraussetzung für Hausarbeit und befähigt zu dieser Arbeit an den Kindern – und an den Männern und Alten, die sich hinter der Kinderbetreuung als Hausarbeit versteckt (siehe z.B. das österreichische „Kindergeld“) und damit die Geschlechter-basierte Arbeits-Verteilung nicht nur rechtfertigen sondern auch festigen lässt. Der Biologismus macht den Hausfrauen-Status zur „Erblast“. Frauen sind Hausfrauen, qua Natur.

Mit dem Biologismus als Rechtfertigung arbeiten Frauen für Hungerlöhne und unter Lebensgefahr in den Weltmarktfabriken der Sonderproduktionszonen. Wie z.B. die TextilarbeiterInnen in

Bangladesch. „H&M, C&A, Zara, New Yorker, Karstadt, Quelle, Levis u.v.m.“ lassen ihre Waren in Bangladesch produzieren, informiert „Südwind – Verein für Entwicklungspolitik“ in einer Aussendung. Den Preis für die für uns billigen Waren zahlen die TextilarbeiterInnen in Bangladesch (2 Millionen Menschen, davon 85 % Frauen). Sie haben sich organisiert, nachdem die Unfälle mit Todesfolgen sich gehäuft haben. Sie fordern Unterstützung von uns, die die von ihnen hergestellten Textilien tragen, für ihren Kampf um ein menschenwürdiges Leben: „Sieben-Tage-Woche, keinen Urlaub, 15-Stunden-Tage, eines der niedrigsten Lohnniveaus weltweit und keinen Krankenstand. Die ArbeiterInnen können mit ihrem Verdienst nicht einmal ihren Tagesbedarf an Kalorien decken. Und selbst dieser Hungerlohn wird oft nicht ausgezahlt. Häufig wird pro Stück bezahlt, den Stückpreis setzen die Produzenten willkürlich und im Nachhinein fest. Die ArbeiterInnen werden in den Fabriken eingesperrt, gewalttätige Aufseher, Kinderarbeit und sexuelle Belästigung sind an der Tagesordnung. Hinzu kommt: Die Fabriken und Nähereien sind lebensgefährlich, regelmäßig brechen Brände aus und stürzen Gebäude ein.“¹⁴

Das Modell Hausarbeit wird zum Modell für Lohnarbeit

Die Politikwissenschaftlerin Claudia von Werlhof, ebenfalls eine Mit-Begründerin der Frauenforschung, nennt die weltweite Durchsetzung von ungeschützter und prekärer Arbeit „Hausfrauisierung von Lohnarbeit“. Die Lohnarbeit wird abgelöst von Arbeitsweisen, die die Hausarbeit charakterisieren – abhängig und ungeschützt, unbezahlt, ohne Arbeitszeit-, Freizeit- und Urlaubsregelung, ohne soziale Absicherung, ohne wirksame, konfliktfähige Organisation zur Interessen-Vertretung usw. Die Situation der TextilarbeiterInnen in Bangladesch ist ein entsprechendes aussagekräftiges Beispiel.¹⁵ „Hausfrauen werden gemacht, sie sind weltweit

¹¹ ebenda S. 2 – 3.

¹² Vgl. S. 26 – 27 in Luise Gubitzer: *Wirtschaft ist mehr! Sektorenmodell der Gesamtwirtschaft als Grundlage für Geschlechtergerechtigkeit*. In: *Zeitschrift Widerspruch*, Heft 50, 26. Jg., 2006, S. 17 – 29.

¹³ Gisela Bock und Barbara Duden: *Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus*. In: *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen 1976*. Courage Verlag, Berlin 1977.

¹⁴ *Südwind* 6/2006, hgg. von Südwind – Verein für

Entwicklungspolitik, 1080 Wien, Laudongasse 40, www.suedwind-agentur.at

¹⁵ Vgl. ausführlich in Claudia von Werlhof: *Der Proletarier ist tot, es lebe die Hausfrau?* In: Claudia von Werlhof, Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen: *Frauen, die letzte Kolonie*. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1983 (1. Auflage), S. 113 – 136 und in Claudia von Werlhof: *Keine Kapitalismus-Kritik ohne Patriarchats-Kritik!* In: *Zeitschrift Widerspruch* Nr. 50, Zürich 2006, S. 99 – 111.

arm, und sie haben keine Macht. (...) Dieser Ansatz (der Gender-Ansatz, S.D.) abstrahiert von der Tatsache, dass Frauen in unserer Gesellschaft als Hausfrauen definiert sind, und zwar auch dann, wenn sie Lohnarbeiterinnen sind (‚hausfrauisierte Lohnarbeit‘). Es wird neuerdings auch wieder ‚vergessen‘, dass die Hausfrau der Mittelpunkt kapitalistisch-patriarchaler Ökonomie, Politik und Technologie ist, und zwar in vorausgesetzter und gleichzeitig geleugneter Weise. (...) Als einzige Arbeit nimmt zur Zeit die ‚reguläre‘ Lohnarbeit ab, das angeblich weltweit gültige ‚Normallohnarbeitsverhältnis‘. Das zeigt, dass diese Lohnarbeit im Kapitalismus nicht so zentral ist wie prekäre Formen der Lohnarbeit bzw. die Nichtlohnarbeit, insbesondere die Hausarbeit. Das heißt, dass keine Paradiese in Sicht sind, weil die erzwungene Lohnarbeit zusammenbricht, sondern uns umgekehrt erzwungene Arbeitsverhältnisse ohne Lohn ins Haus stehen. Wir finden aber, dass die neuere, angebliche Frauenforschung, die sich als Genderforschung bezeichnet, dieses ganze Problem verdrängt hat. Die Politik der Hausfrauisierung kommt ebenso wie die Aushöhlung der Lohnarbeit, ihre allgemeine Hausfrauisierung, sowie die dabei angewandte Gewalt gar nicht mehr vor.“¹⁶

Mit dem gender-Ansatz haben die Wirklichkeiten wie z.B. jene in Bangladesch also nichts zu tun; oder aber: der gender-Ansatz will davon nichts wissen, erklärt diese Wirklichkeiten und Prozesse nicht, nimmt diese nicht in die Analysen und Denkmöglichkeiten auf. Der gender-Ansatz dient nicht zur Erklärung. Hausarbeit – wer beschäftigt sich schon damit. Gewalt – wie unfein.

Der Biologismus rechtfertigt die Hausarbeit und die Hausfrauisierung zur Ausbeutung und Versklavung der Frauen in den Weltmarktfabriken der Sonderproduktionszonen. Nur dort? Die Verbilligung und Ausweitung der Textil-Angebote auf dem Markt zur Ankurbelung des Konsums hier korrespondiert mit der Ausbeutung und Versklavung der Frauen dort, und zugleich mit der Verlagerung der Erwerbsarbeitsplätze der Textilindustrie in diese Billiglohnländer. Der Mindestlohn ist in Bangladesch seit 12 Jahren unverändert geblieben, während die Preise im gleichen Zeitraum verdoppelt worden sind.

Bangladesch, so ist weiter in der Aussendung von Südwind zu lesen, ist wegen des extrem niedrigen Lohnniveaus einer der größten Textilproduzenten der Welt. Die große Macht der Produzenten ist weder von der Regierung eingeschränkt noch von Gesetzen kontrolliert. Ihr Handlungsspielraum ist praktisch beliebig, denn 75 % aller Exporterlöse stammen aus der Textilindustrie.¹⁷

Davon wiederum sind hier die Frauen betroffen, deren ohnedies schlecht bezahlte Erwerbsarbeitsplätze in den Weltmarktfabriken dort mehr Profit abwerfen, mit der Folge der Schließung der Fabriken hier. In Kärnten etwa werden diese „freigesetzten“ erwerbslosen Frauen aus der globalisierten Textil-Branche gegenwärtig „umgeschult“ – zu Altenbetreuerinnen. Sie werden – vermutlich wieder schlecht bezahlt – die im Rahmen der Hausarbeit zunehmend nicht mehr ohne Unterstützung leistbare Altenbetreuung übernehmen. Es entsteht gegenwärtig ein neuer Frauenberuf, aus der Hausarbeit heraus, wie früher die Kindergärtnerin, die Lehrerin, die Krankenschwester, die Erzieherin und Sozialarbeiterin, oder auch die Kellnerin im Gastgewerbe. Allesamt Frauenberufe, die auf Grund der „Auslagerung“ aus der Hausarbeit die Nähe zur Hausarbeit mit ihren Merkmalen beibehalten haben: der Umgang mit Menschen zur „Reproduktion ihrer Arbeitskraft“ und die Arbeit der Pflege, Betreuung, Erziehung von Menschen, die nach Einfühlung und Zuwendung, Geduld, Ausdauer, Freundlichkeit, Herzlichkeit ... und in vielen (nicht allen) Bereichen wohl auch Liebe verlangen. Diese aus der Hausarbeit übernommenen Ansprüche werden aber – wie in der Hausarbeit – nicht als Arbeit definiert und deshalb auch nicht bezahlt. Diese Tatsache macht einen Teil der um durchschnittlich ein Drittel geringeren Lohneinkommen der aktuell erwerbstätigen Frauen und im Alter der gegenwärtig und durchschnittlich um die Hälfte niedrigeren Pensionen der Frauen aus. Ab Mitte Oktober arbeiten Frauen im Erwerb „gratis“, im Vergleich zu den ganzjährig für Lohn arbeitenden Männern. Und nach einem langen arbeitsreichen Leben in Hausarbeit, Erwerbs- und häufig auch informeller Arbeit entspricht die Pension der Frauen einem Hungerlohn. Hausarbeit als Erblast. Die Fähigkeiten der Frauen, die eine Voraussetzung für die Leistungen in diesen Berufen sind, werden biologistisch gerechtfertigt mit der so genannten Natur der Frau: weil Frauen Kinder

¹⁶ Claudia von Werlhof: *(Haus)Frauen, „Gender“ und die Schein-Macht des Patriarchats*. In: *Zeitschrift Widerspruch* Nr. 44, Zürich 2003, S. 173 – 189, Zitat S. 174.

¹⁷ *Südwind* 6/2006, hgg. von Südwind – Verein für Entwicklungspolitik, 1080 Wien, Laudongasse 40, www.suedwind-agentur.at

bekommen, können sie „aus Liebe“ die Kinder betreuen, erziehen, pflegen ...die Männer und Alten in der Hausarbeit gleich mit; und die Frauen können dieses „weibliche Arbeitsvermögen“ auch in den Berufen leisten; schlecht und gar nicht bezahlt. Und diejenigen Frauen, die nicht in Kärnten sondern in Bangladesch geboren worden sind, werden nicht einmal zu Altenbetreuerinnen „umgeschult“, sie sind hausfrauisierte Lohnarbeits-Sklavinnen, ausgebeutet in einer Wirklichkeit voller Gewalt.

Die „Hausfrauisierung der Lohnarbeit“ (Claudia von Werlhof) mit ungeschützten prekären Arbeitsbedingungen und -verhältnissen und schlechterer Bezahlung der Frauenarbeit – und zunehmend auch der Männer – wirft größeren Profit ab, zumal dann, wenn die Einkommen (wie bei den TextilarbeiterInnen von Bangladesch) nicht einmal mehr die Lebenskosten der ArbeiterInnen decken. „Sie werden behandelt, als wären sie Hausfrauen, die noch einen ‚Ernährer‘ hinter sich hätten, oder wie die Natur, die sich quasi von selbst regeneriert.“¹⁸

Statt durch theoretisch basiertes politisches Handeln die sozialen Verhältnisse zu ändern, wird im gender-Ansatz die Naturgebundenheit als vermeintliche Ursache für soziale Unterschiede abgeschafft. Das folgende Zitat verdeutlicht diese Verkehrung oder den Irrtum: „Das körperlich Unterschiedliche In-der Welt-Sein“ wird im gender-Ansatz abgelehnt, „weil ja dieser Unterschied immer ein Hierarchieverhältnis begründet.“¹⁹

Nicht die kapitalistisch-patriarchalen Verhältnisse mit der geschlechterhierarchischen Arbeitsverteilung, die mit der so genannten Natur der Frau biologistisch legitimiert werden, bilden die Ursache für die Diskriminierung, es ist vielmehr die leibliche Differenz. Frauen-Mütter-Hausarbeit-Versklavung (wie in Bangladesch): nicht die gesellschaftlich konstruierte und biologistisch legitimierte Hausfrau wird im gender-Ansatz als gesellschaftlich hergestellt betrachtet. Die Kategorie „Hausfrau“ kommt gar nicht mehr vor, sie gilt als überwunden wie der natürliche Leib. Diese Realität von Frauen-Existenzen wird in Abrede gestellt, sie wird verleugnet.²⁰

Es ist „das körperlich Unterschiedliche In-der-Welt-Sein.“ Die weibliche Natur ist primitiv und der Feind – im gender-Ansatz. Die Frauenforschung hält dagegen, dass die patriarchal-kapitalistische Gesellschaft die Frauen wegen ihrer Gebärfähigkeit zu Hausfrauen gemacht und domestiziert hat. Die „Hausfrau (ist) ein künstliches Produkt der Gesellschaft (...), aber eines, das *nicht frei von Natur* ist, (...) denn die Hausfrau soll das Leben hervorbringen (...), insgesamt unbezahlt, unbewertet oder abgewertet (...), (damit) das tatsächliche ‚Herstellen‘ neuen Lebens und die Erhaltung des bestehenden (...) als patriarchale Errungenschaft (...) der Männer (...) (als) ‚Ernährer‘ (erscheint).“²¹

Zum Irrtum, zur Verdrehung kommt, so Claudia von Werlhof, die Verharmlosung der wirklichen Situation der Frauen etwa durch Verschweigen des Gewaltcharakters dieser Verhältnisse, auch davon ist im gender-Ansatz nicht die Rede.

In der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung sind Frauen faktisch ungleich, „solange sie als Hausfrauen gelten. (...) Die Ungleichheit ist darüber hinaus vor allem eine soziale bzw. ökonomische. Sie ist begründet in der Tatsache, dass der Mann als freier Lohnarbeiter das Geld in der Tasche hat, die Frau indessen für ihre Leistungen als Hausfrau keine Vergütung erhält. Der Mann muss ihr nur Kost und Logis geben, wie er es auch bei einem Sklaven tun müsste. Auch Arbeitszeit und -bedingungen, Urlaub und Freizeit sind bei der Hausfrau nicht geregelt. Es gibt kein Streikrecht, und keine (...) Organisation der Hausfrauen. Sie sind individualisiert und atomisiert. Sie sind vor Willkür und Gewalt gesetzlich kaum geschützt und im Alter aufgrund ihrer Hausfrauenarbeit nicht ausreichend sozial gesichert. Im Haus wacht niemand über die Einhaltung der Menschenrechte. Kurz, die Hausfrau ist eine rund um die Uhr zur Disposition stehende, unbezahlte Arbeitskraft für den Mann, (...) sie steht ihm (...) einschließlich ihrer Sexualität und Gebärfähigkeit (...) zur Verfügung. (...) im Grunde ist Hausarbeit, nicht Lohnarbeit, das ‚Modell‘ von Arbeit im Kapitalismus überhaupt.

¹⁸ Maria Mies: *Patriarchat und Kapital. Frauen im globalisierten Kapitalismus*. In: *Infobrief gegen Konzernherrschaft und neoliberale Politik*, Nr. 21, Köln Dezember 2005.

¹⁹ Birge Krondorfer: *Geplagte Plagiate. Oder: Polemische Notizen zum Körper als dem (ver)letzten*. In: Eva Kreisky und Birgit Sauer (Hg.): *Geschlecht und Eigensinn. Feministische Recherchen in der Politikwissenschaft*. Wien-

Köln-Weimar 1998, S. 198.

²⁰ Vgl. Renate Kroll: *Metzler Lexikon Gender Studies / Geschlechterforschung*. Stuttgart 2002.

²¹ Claudia von Werlhof: *(Haus)Frauen, „Gender“ und die Schein-Macht des Patriarchats*. In: *Zeitschrift Widerspruch* Nr. 44, Zürich 2003, S. 173 – 189, Zitat S. 179 ff., Hervorhebung im Original.

(...) dieses Projekt (wird) ausgeweitet auf andere Produzenten, (...) die so weit wie möglich umdefiniert (werden) zu Quasi-Hausfrauen. Sie sollen so sein, als wären sie Hausfrauen. Sie werden behandelt wie die ideale Arbeitskraft des heutigen Patriarchats, die eben nicht der Lohnarbeiter, sondern die unentlohnte und dazu noch lebenspendende Hausfrau ist. Dass die heutigen Lohnarbeiter genau das am wenigsten verstehen, nachdem die Hausarbeit unsichtbar gemacht worden ist und als das ‚Allerletzte‘ gilt, ist deutlich zu sehen.“²²

Wie das Beispiel der TextilarbeiterInnen in Bangladesch zeigt, wird das „Modell Hausfrau“ bereits erfolgreich exportiert und ausgeweitet. „Denn: der ‚Faktor Arbeit‘ müsse verbilligt werden, um wieder Wachstum zu ermöglichen“.²³

Claudia von Werlhof stellt fest, dass „es bezeichnend (ist), dass in allen Debatten um Globalisierung, neue Kriege, neue Gewalt und Verelendung der Menschheit kritische Stimmen aus der Gender-Forschung bis heute kaum zu hören sind. (...) Das heißt, der postmoderne Feminismus, von dem hier die Rede ist, bietet keine gute Theorie, denn sie erforscht nicht die Realität, um diese zu erklären, ja sie leugnet sie sogar (...) Es wird kaum wahrgenommen, dass diese Krise gesellschaftlich produziert ist und keine Naturkatastrophe ist.“²⁴

Wenn also die gender-Theorie sich an der Analyse und Kritik über die gesellschaftliche Umgestaltung nach dem neoliberalen Modell mit Globalisierung, Kriegen, Gewalt und Verelendung nicht beteiligt, dann stellt sich die Frage nach dem Grund.

Veronika Bennholdt-Thomsen charakterisiert die Argumentation des gender-Ansatzes als fundamentalistisch: Es fällt diesem schwer, „die Relativität des Unterschiedlichen und Vielfältigen auszuhalten, nämlich dass die Menschen ein natürliches und soziales Geschlecht in einem sind und dass diese Einheit in vielfältigen Erscheinungen vorkommt.“²⁵

Wem nützt das Verschwinden des natürlichen Anteils des Geschlechts? Es nützt der Sichtweise, wonach „Geschlecht sowieso von vornherein als

sozusagen künstlich produziert“²⁶ verstanden wird, etwa in der technologisch umgestalteten Landwirtschaft. Die vielfältigen, unterschiedlichen natürlichen Gegebenheiten werden ausgeschaltet und z.B. in der Tierzucht durch künstliche Insemination von Kühen mit Samen von wenigen Zuchtbullen ersetzt. Das sind große Geschäfte für internationale Konzerne. Die Gen- und Reproduktionstechnologie für Menschen bezieht sich genau auf diese Entwicklungen, und mit Forschung wird das große Geschäft gemacht. Maria Mies weist darauf hin, „dass der ‚gender‘-Begriff mit der Inthronisation der multinationalen Konzerne zu den ‚neuen Herren der Welt‘ (Ramonet) im Zuge der neoliberalen WTO-Globalisierung seinen Siegeszug antritt. Maria Mies findet sogar Indizien dafür, dass dieser Siegeszug politisch lanciert worden ist, der ‚gender‘-Ansatz sich also nicht einfach von alleine in den Frauenforschungsabteilungen weltweit durchsetzte.“²⁷

Gender als patriarchales Konstrukt zur Abschaffung der Mutter?

Die natürlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern können die sozialen nicht rechtfertigen. Das ist eine zentrale Aussage der Frauenforschung und hat ihre Politik bestimmt. Der gender-Ansatz aber erklärt, dass es die natürlichen Unterschiede gar nicht geben würde. Es muß „die Tatsache immer wieder betont werden (...), dass es sich bei der Kategorie ‚Geschlecht‘ um eine symbolische, kulturelle Zuordnung handelt.“²⁸

Wenn Geschlecht nichts mehr Naturgegebenes an sich hat, wer schafft und gebärt wie die Kinder? Die Gen- und Reproduktions-Technologien außerhalb des Mutter-Leibes? Maschinen statt Menschen durch die Technologisierung der Fortpflanzung? Die weibliche Gebärfähigkeit ist aufgehoben, das Projekt des Patriarchats vollendet, weil die weibliche, an die Natur gebundene Gebärfähigkeit durch eine patriarchal-männliche, institutionalisierte, bio-gen-reproduktions-technologische Gebärfähigkeit ersetzt und jeder Rest

²² ebenda S. 184.

²³ ebenda.

²⁴ ebenda S. 185.

²⁵ Veronika Bennholdt-Thomsen: *Gender – In welchem weltanschaulichen Kontext steht der Begriff?* Polykopiertes Manuskript ihres Vortrags 2004 in Klagenfurt, S. 4.

²⁶ ebenda S. 7.

²⁷ ebenda.

²⁸ Christina von Braun: *Gender, Geschlecht und Geschichte.* In: Christina von Braun und Inge Stephan (Hg.): *Gender Studien. Eine Einführung.* Verlag J.B. Metzler, Stuttgart – Weimar 2000, S. 16 – 57.

von Naturbindung und geschlechtsspezifischer Leiblichkeit ausgemerzt ist?²⁹

Die Mutter ist abgeschafft und der männliche Gebärneid endlich befriedigt? „...im Grunde hat der Mann die Frau schon immer um ihre Gebärfähigkeit beneidet. Darum muß die Mutter getötet werden, abgeschafft werden, ersetzt werden durch den gebärenden Mann, in frühester Zeit in den Mythen, im Mittelalter in den Alchemistenstuben, später durch Erzeugung des Roboters, der Maschine, und heute in den Labors der Reproduktionsmediziner. Ich habe mich in diesem Buch bemüht, eine Entwicklung aufzuzeigen, die über Jahrhunderte vom männlichen Gebärneid geprägt war und heute in der Reproduktionsmedizin vor ihrer Verwirklichung steht.“³⁰ So beginnt Hilde Schmölzer ihr Buch, „mit dem Muttermord begann das Patriarchat“ übertitelt sie das erste Kapitel und noch in der Einleitung nimmt sie den Schluss vorweg: Der gebärende Mann stößt in der Wirklichkeit an seine natürlichen Grenzen, so dass es am besten wäre, „wenn Männer das Leben selbst schaffen, wenn sie seine Entwicklung beeinflussen können (wie es bereits bei Tieren... praktiziert wird), (...) vorerst in der Phantasie, jetzt in der Realität. Hier liegt die Wurzel für die ungeheure Energie, die ungeheuren Gelder, die gegenwärtig in Reproduktionsmedizin und Gentechnologie gesteckt werden. Auch eine ‚künstliche Gebärmutter‘ ist in den Labors der Reproduktionsmediziner im Entstehen, die Maschine als ‚bessere Mutter‘ (Claudia von Werlhof) setzt den Schlusspunkt einer Entwicklung, die bereits jetzt Mutterschaft in verschiedene Teilaspekte (biologische, soziale, genetische) aufspalten kann.“³¹

Es soll vergessen werden, dass der Mensch von der Frau geboren ist? Das Geboren-Werden wird abgeschafft, weil der Geburtsprozess nicht mehr stattfindet, auf den kann verzichtet werden mittels „künstlicher Verfahren“? Der Prozess der Zeugung ist in die Petri-Schale übertragen, Frauen brauchen keine Periode mehr und keine Meno-Pause mit Alterungsprozessen, das regelt alles lebenslänglich die Pille? Das Leben wächst in der „künstlichen Gebärmutter“? Das Sterben wird durch Organtransplantationen noch nicht abgeschafft aber gesteuert. Das Sterben ist wie das

Gebären kein Prozess mehr, denn der Hirntod ist exakt auf die Sekunde an der Maschine ablesbar. Es wird kontrolliert und aufgespaltet, zerstört und zerstückelt, auseinandergenommen; vom Zeugen übers Gebären bis zum Sterben und Tod. Was hat nun das wieder mit dem gender-Ansatz zu tun?

„Dem Feminismus wird jetzt ein Modell entgegengehalten, in dem es überhaupt kein bzw. ein beliebig herstell- oder wandelbares Geschlecht gibt. Eine geschlechts-beliebige oder -lose Gesellschaft ist das Ideal des postmodernen Gender-Ansatzes, aber auch des Patriarchats. (...) Damit gibt es weder einen theoretischen Grund für Frauen, sich miteinander zu solidarisieren, noch können politische Konsequenzen aufgrund des gesellschaftlichen Umgangs mit Frauen gefordert werden. (...) Mit Natur (...) will die Gender-Frau nichts mehr zu tun haben, ist sie doch angeblich im Namen dieser ‚Natur‘ unterdrückt, entmachtet und ausgebeutet worden. (...) Die Devise lautet: Je weiter weg wir von Natur sind, desto weniger kann man uns anhaben, und je weiter weg wir vom Frausein sind, desto weniger kann uns das Naturverhältnis erreichen. Es liegt also ein Irrtum bzw. eine Verkehrung vor: Weil die natürlichen Unterschiede im Patriarchat dazu benutzt werden, soziale Unterschiede (Diskriminierungen etc.) zu legitimieren, hat der postmoderne ‚Feminismus‘ auch die natürlichen Unterschiede gezeugnet, anstatt nur die sozialen anzugreifen.“³²

Aber: Noch in der Einleitung ihres an Informationen, Analysen und Argumentationen reichen Buches warnt Hilde Schmölzer vor dem Pyrrhussieg: „Die soziale Kälte (...) wird zunehmen, wenn der Kern aller menschlichen Beziehungen, nämlich die Mutter-Kind-Dyade, weiter aufgespalten, zerschnitten wird (...). Die vielbeklagte versiegende Fruchtbarkeit von Frauen und Männern – ebenso wie ihr ‚Gebärstreik‘ in der westlichen Welt – kann auch durch die Reproduktionsmedizin nicht behoben werden, selbst wenn darin häufig eine Rechtfertigung für weitere Forschung gesehen wird, in die Gelder gesteckt werden, die in menschliche Grundbedürfnisse besser investiert wären. Das Bewahren und Wiederentdecken dieser Grundbedürfnisse, zu denen auch

²⁹ Lisbeth N. Trallori: *Die Eroberung des Lebens. Technik und Gesellschaft an der Wende zum 21. Jahrhundert*, Wien 1996.

³⁰ Hilde Schmölzer: *Die abgeschaffte Mutter. Der männliche Gebärneid und seine Folgen*. Promedia Verlag, Wien 2005, S. 7 f.

³¹ ebenda.

³² Claudia von Werlhof: *(Haus)Frauen, „Gender“ und die Schein-Macht des Patriarchats*. In: *Zeitschrift Widerspruch* Nr. 44, Zürich 2003, S. 173 – 189, Zitat S. 176 – 177.

das Bewahren lebendiger Zusammenhänge gehört, wäre ein Gebot der Stunde in einer entfremdeten, immer liebloseren (und leibloseren, S.D.), gewalttätigeren und zerfallenden Welt. Frauen ziehen die Konsequenzen, indem sie mehr und mehr Netzwerke bilden, die allerdings nicht auf Blutsbanden, sondern auf gleichen Interessen beruhen. Darin könnte Hoffnung, könnte Zukunft liegen.“³³

Der Zusammenhang von Ökonomie- und Patriarchatskritik, Geschlechterfrage und Politik mit den Begrifflichkeiten konzentriert sich auf die Frage, welche Gesellschaft wir haben wollen. „Wenn wir uns also den Kopf über die Begrifflichkeit von sex und gender, von Frau und Mann, von natürlichem und sozialem Geschlecht zerbrechen, dann debattieren wir zugleich darüber, welche Wirtschaft und schließlich, welche Gesellschaft wir haben und mit schaffen wollen. Dieser ökonomische und gesellschaftspolitische Zusammenhang ist freilich nicht bei allen theoretischen und sozialen Konzepten gleichermaßen relevant. Aber es ist eindeutig, dass, wie Ina Praetorius (...) sagt, ‚die Ökonomiekritik, die heute notwendig ist, eng mit der Geschlechterfrage zusammenhängt. Und wie diese Kritik ausfällt, so wäre hinzuzufügen, hängt von der Begrifflichkeit ab.“³⁴

Der gender-Ansatz als eine Rechtfertigung für das Patriarchat, für den Neoliberalismus, die Globalisierung? Ich versuche eine Ordnung in die Gedanken, Überlegungen, Argumente, Fragen zu bringen und versuche als – vorläufiges – Resümee eine

Zusammenfassung in Thesen

1. Die Trennung von sex und gender hebt die Ganzheitlichkeit und den Wirkungszusammenhang von natürlichem und sozialem Geschlecht auf und konstruiert das natürliche Geschlecht als vernachlässigbare Größe. Die Natur ist im gender-Ansatz als Wirklichkeit obsolet geworden. An die Stelle der Beherrschung und Kontrolle der Natur tritt deren Abschaffung. Die Durchsetzung des gender-Ansatzes mit den dazugehörigen Denk- und Handlungsstrategien schafft die theoretische Grundlage für gesell-

schaftliche Transformationsprozesse. Das macht die Bedeutung dieses Ansatzes aus und hat seinen Führungsanspruch im akademischen Terrain bewirkt und durchgesetzt. Offenbar nicht nur dort.

2. Die Konzentration auf gender schränkt den Blick ein und entzieht gesellschaftliche, politisch-ökonomische Bereiche, Phänomene und Modelle (wie Hausarbeit und informelle Arbeit oder Gewalt, Ausbeutung und Versklavung) der Betrachtung und Analyse und damit der potentiellen Veränderung. Hausarbeit und informelle Arbeit nicht zu beachten heißt nicht, dass sie verschwinden. Gewalt, Ausbeutung und Versklavung nicht zu registrieren bedeutet nicht, dass sie nicht existieren.

3. Die Vernachlässigung des natürlichen Geschlechts, der Hausarbeit und informellen Arbeit, von Gewalt, Ausbeutung und Versklavung zielt auf die Instrumentalisierung der Frauen für die neoliberal strukturierte Erwerbsarbeit und für die biotechnologisch kontrollierte bzw. zerstörte generative Reproduktion ab. Männer sind von diesen Prozessen nicht ausgeschlossen. Der gender-Ansatz ist nicht unbeteiligt am Erreichen einer weiteren – gemeinsamen – Stufe der Ausformung von Kapitalismus und Patriarchat.

4. Die Zielsetzungen der feministischen Bewegungen und Politik und die Erkenntnisse der patriarchats- und kapitalismus-kritischen Gesellschaftsanalyse sollen ersetzt werden, indem die feministischen Bewegungen und Politik diffamiert werden. Weder die Zielsetzungen noch die Erkenntnisse sind deshalb obsolet geworden. Wenig bis kein Wissen über Ansprüche, Ziele, Perspektiven feministischer Theorien und Politik und der Frauen-Bewegungen und ihrer Geschichte unterstützen die Diffamierung.

5. Die Durchsetzung des gender-Begriffs mit den zugehörigen Denk- und Handlungsansätzen trifft historisch mit der Neoliberalisierung der Gesellschaft zusammen. Die Durchsetzung des gender-

³³ Hilde Schmölzer: *Die abgeschaffte Mutter. Der männliche Gebärdend und seine Folgen*. Promedia Verlag, Wien 2005, Schmölzer, S. 8.

³⁴ Veronika Bennholdt-Thomsen: *Gender – In welchem weltanschaulichen Kontext steht der Begriff?* Polykopiertes Manuskript ihres Vortrags 2004 in Klagenfurt, S. 2.

Begriffs mit den zugehörigen Denk- und Handlungsansätzen bedient die Assimilierung der Frauen in die neoliberalen, kapitalistisch-patriarchalen Strukturen und rechtfertigt die Maschinisierung der menschlichen (Re)Produktion durch Gen- und Reproduktionstechnologien.

Es ist ein Ziel des Feminismus, so Sigrid Metz-Göckel³⁵, die patriarchalen Geschlechterverhältnisse, die *alle* Menschen beschädigen, ebenso zu begreifen und zu verändern wie die unterdrückerischen und ausbeuterischen gesellschaftlichen Mächte, die insbesondere – aber nicht nur – Frauenleben formen. Wenn diese Zielsetzung des Feminismus anerkannt wird, dann entspricht der „gender-Ansatz“ des „postmodernen Feminismus“ dieser Vorstellung von Feminismus nicht. Wenn der gender-Ansatz die neoliberale und patriarchale Entwicklung der Gesellschaft rechtfertigt oder gar vorantreibt, dann sind das andere als feministische Zielsetzungen. Wenn es im Feminismus um die Kritik von Macht- und Herrschaftsverhältnissen geht, die historisch neue Formen entwickelt haben (wie die Hausfrauisierung im globalisierten Kapitalismus; wie die bio-generations-technologische Kontrolle und Zerstörung der Natur als patriarchales Projekt), und wenn damit neue Möglichkeiten entstehen, um in das Leben von Menschen einzugreifen, sie zu beherrschen, ökonomisch auszubeuten bis versklaven, dann braucht es einen radikalen politischen Ansatz. Wenn aber im „gender-Ansatz“ die Natur, die Naturgebundenheit der Geschlechter, die weibliche Natur einfach nicht mehr von Interesse sind, dann geht es nicht mehr um das menschliche Leben, nicht mehr um Leben ganz allgemein. Dann geht es nicht mehr um die radikalen Fragen des Lebens. Und auch nicht um eine radikale Politik *gegen* alle Formen von Zerstörung von Leben und *für* die Herstellung von Bedingungen für ein menschenwürdiges Leben für Alle. Wenn wir aber gar nicht mehr zu wissen vermaßen, „wer die Frauen sind“ (Butler), dann ist auch ist der feministische Kampfbegriff „Wir Frauen“ zerstört und der Entpolitisierung und Entsolidarisierung der Frauen das theoretische Konzept gereicht. Der „gegenderte Mensch“ kann als „Ich-Aktie“ individualistisch handeln, Karriere machen oder auch nicht, in die „neue Selbständigkeit“ der flexiblen, ungewissen bis präkarisierten Lebensweisen gleiten. Neoliberal oder hausfrauisiert. Der Freiheit sind – individu-

ell – keine Grenzen gesetzt. Und der Begriff „gender“ dient durchaus der Entlastung, auch von der gesamtgesellschaftlichen Sichtweise, jedenfalls von gesellschafts-kapitalistisch-patriarchats-kritisch radikalem politischen Handeln.

Gender statt Feminismus?

Ich antworte mit dem Verständnis von Feminismus, das 1984 auf der Konferenz von Groningen verabschiedet worden ist. 1984, das war vor 1989, dem Fall der großen Mauer zwischen Osten und Westen in Berlin, als die Weltökonomie wankte und sich danach neu formiert hat – benannt als Globalisierung mit all den wenig lebensfreundlichen Begleiterscheinungen. Und mit dieser Neu-Formierung hat sich der gender-Ansatz durchgesetzt. Das waren nicht ein paar Texte von Frauen, die zu diesem Paradigmen-Wechsel geführt haben. Vielmehr haben sie die passende theoretische Basis für die technologisch und polit-ökonomisch effizientere Verwertung von Ressourcen abgegeben, insbesondere durch ihr „Vergessen“ auf die Natur, die zur Ware gemacht ist, einschließlich unserem Leib und Leben. Gerade in Anbetracht der politisch-ökonomisch-patriarchalen gesellschaftlichen Prozesse halte ich diese feministischen Zielsetzungen von 1984 nach wie vor für aktuell.

Die Feministischen Perspektiven des 2. Internationalen und Interdisziplinären Frauenkongresses in Groningen 1984 lauten:

Feminismus gilt als Theorie der Frauenbewegung mit politischer Perspektive und Position, die sich wesentlich an zwei Zielen orientiert:

- Gleichheit, Würde und Entscheidungsfreiheit für Frauen, auf der Basis der Kontrolle der Frauen über ihr eigenes Leben und ihren Körper, innerhalb wie außerhalb des Hauses
- Beseitigung aller Formen von Ungleichheit, Herrschaft und Unterdrückung durch die Schaffung einer gerechteren sozialen und ökonomischen Ordnung, national und international

Darüber hinaus geht es um

- die Befreiung jeder einzelnen Frau und die Erlangung jener gemeinsamen Macht der Frauen, die notwendig ist, um Veränderungen der Gesellschaftsstruktur zu erwirken

³⁵ Zitat nach Anmerkung 1)

- alle gesellschaftlichen Probleme von Unterdrückung und Herrschaft und nicht um einen „Spezialkatalog von Frauenproblemen“ (das heißt aber nicht, Problembereiche wie gleicher Lohn, sexuelle Selbstbestimmung usw. in ihrer Bedeutung zu reduzieren);
- Feministische Einsichten aus diesen Bereichen sind zu einer umfassenden feministischen Vision von sozialer Veränderung und Gerechtigkeit zusammenzufassen: nicht nur im Interesse aller Frauen, sondern aller Menschen.³⁶

Feminismus statt gender

als abschließendes Plädoyer mit den Worten oder vielmehr der Vision der indischen Physikerin und Ökofeministin Vandana Shiva:

„Die Rückgewinnung des weiblichen Prinzips heißt: Den Respekt für das Leben in der Natur und das Leben in der Gesellschaft wieder ins Leben zurückrufen. Das ist der einzig mögliche Weg, der in die Zukunft führt.“³⁷

Dr.in Susanne DER MUTZ

ist Assistenz-Professorin am Institut für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung an der Universität Klagenfurt, seit 25 Jahren für feministische Lehre, Forschung und Entwicklung an der Universität und für Frauen-Einrichtungen und Projekte in der Region engagiert; einschlägige Publikationen und Projekte; Alleinerzieherin von zwei mittlerweile erwachsenen Töchtern.

³⁶ Vgl. Elisabeth List und Hermine Studer (Hg.): *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1989.

³⁷ Vandana Shiva: *Das Geschlecht des Lebens. Frauen, Ökologie und Dritte Welt*. Rotbuch Verlag, Berlin 1989, S. 235.

RAWA – und die Medien

Bettina Müller

Afghanische Frauen. Sie sind – noch immer – die Opfer der institutionalisierten, alltäglichen Gewalt. Sie machen (sich) ein Bild. Ohne Weichzeichner, sondern mit geschärften Kanten. Abgehackte Hände, verbrannte Gesichter und Hinrichtungen werden gezeigt – und gekauft. Von den Großen, wie z.B. der BBC. Und angesehen – von MedienkonsumentInnen auf der ganzen Welt.

Die Aufnahmen werden mit dem Risiko, die Gesundheit, das Leben – oft auch das Angehöriger – zu verlieren, gemacht. Was erwarten sich die Aktivistinnen der Revolutionary Women's Organization of Afghanistan (RAWA) mit der Veröffentlichung von solchem Bildmaterial?

Eine Anfrage.

Afghanistan – ein heterogenes Land

In Afghanistan leben 57 verschiedene Volksgruppen mit sehr unterschiedlichen sozialen Systemen und Sprachen. Seit 1747 versuchten Könige, Eroberer und Warlords aus größeren Volksgruppen, meist Pashtunen, einen Zentralstaat aufzubauen – meist mit Gewalt, nie mit durchgreifendem Erfolg. Den ersten Reformversuch zu einem Rechtssystem nach westlichem Muster machte Amir Amanullah Khan (1919 – 1928), der mit seinen Reformen (u.a. Modernisierung des Islam, Entschleierung der Frauen, allgemeine Schulpflicht und Gleichberechtigung aller Volksgruppen) direkt in die sozio-kulturellen Bezüge der afghanischen Gesellschaft eingriff und sich damit Gegner schuf. Der Widerstand organisierte sich und führte zum Sturz des Königs – er gilt als Wurzel des islamistischen Widerstandes gegen spätere Reformbestrebungen.¹

Führt RAWA zum demokratischen afghanischen Staat?

Die Könige aus der Musahiban Dynastie (1929-1978) versuchten in mehreren zögerlichen

Demokratisierungsphasen, in einer Balance zwischen den Stämmen den Staat aufrecht zu erhalten. In die letzte von 1963 bis 1973 (unter Mohammed Zahir, 1933-1973) fiel das erste Wahlrecht für Frauen, die erste Wahl, bei der Frauen und Männer gleichberechtigt wählen durften und die Schulzeit von Meena Keshwar Kamal, der späteren Gründerin der Revolutionary Association of the Women of Afghanistan (RAWA). Sie wurde 1957 geboren und stammte aus einer (pashtunischen) Kabuler Mittelstandsfamilie. Bereits zu Beginn ihres Jus-Studiums an der Universität Kabul wurde sie Zeugin der Miss-handlungen von Studentinnen durch den islamistischen Shariah-Professor Bernahuddin Rabbani und Gulbaddin Hekmatyar, einen Gründer der fanatischen Hezb-e-Islami. 1977 gründete sie gemeinsam mit ihren Freundinnen RAWA. Im Folgejahr wurde der selbsternannte Premierminister Daoud gestürzt und durch das pro-sowjetische Regime ersetzt, 1979 marschierten die sowjetischen Truppen in Afghanistan ein, 1980 begannen die Mujaheddin mit westlicher Unterstützung ihren islamistischen Kampf gegen die Sowjets. In Kabul fanden StudentInnendemonstrationen statt, bei denen RAWA eine wichtige Rolle spielte. Meena gründete 1981 die RAWA-Zeitschrift Payam-e-zan (Botschaft der Frauen). Sie beschreibt die Ziele von RAWA: Einrichtung einer Demokratie, Gleichberechtigung für Frauen und Männer, soziale Gerechtigkeit und Trennung von Religion und Staat.

RAWA wurde international bekannt, Meena trat auf Einladung von Francois Mitterand und der Sozialistischen Internationale 1981 in Paris im Fernsehen auf – danach konnte sie nur mehr im Untergrund leben. 1987 wurde sie in Folge eines Verrats im Auftrag von Hekmatyar in Pakistan ermordet. Sie gilt auch außerhalb Afghanistans als Heldin.²

RAWA aber hatte sich mittlerweile als Frauennetzwerk mit Schulen, Spitälern und Waisenhäusern, den Flüchtlingen folgend auch grenzüberschreitend etabliert. Mit dem Rückzug der Sowjets (1989) und der Verschärfung des Bürger-

¹ vgl.: Gabriele Rasuly-Palczek in F. Kollan, E. Pilz A. Schedler, W. Schicho: *Saat und zivile Gesellschaft – Beiträge zur Entwicklungspolitik in Afrika, Asien und*

Lateinamerika, Südwind-Verl. 1996, S. 183ff.

² *Time Magazine*, Nov. 13, 2006: 60 Asian Heroes.

kriegs (1978-2001, beendet durch ein US-Bombardement) kamen auf RAWA noch weitere Aufgaben zu.³

Im Winter 2001, nachdem die USA mit dem Bombardement die Nordallianz gestärkt und damit eine militärische Kräfteverschiebung eingeleitet hatten, schlossen die kriegführenden Parteien in Bonn ein Friedensabkommen. In einem Zusammentreffen der Loya Jirga (in der alle Warlords vertreten waren) wurde eine Interimregierung unter Hamid Karzai aufgestellt, der 2004 auch durch landesweite Wahlen bestätigt wurde. Im Herbst 2005 wurde u.a. auf Betreiben der USA und unter Aufsicht der UNO ein Parlament gewählt, für das eine Frauenquote von 28% (UNO-Vorgabe: 25%) erreicht wurde.

In der Regierung sind auch die wichtigen Anführer der ehemals kriegführenden Parteien vertreten. Ihre Macht basiert auf zu großen Teilen auf dem Drogenhandel. Afghanistan produziert 92 % des Angebots von Opium auf dem Weltmarkt.

Human Rights Watch befürchtet die Wiedereinrichtung des „Amro bil mahroof“, des unter den Taliban eingerichteten Sittenministeriums. Nach Aussage der Vereinten Nationen war es „das frauenfeindlichste Ministerium der Welt“, Auf Wunsch des Religionsministeriums wurde seine Wiedereinführung diesem Sommer von Karzai's Regierung beantragt. Der Beschluss durch das Parlament steht noch aus.⁴

Wer sind die Politikerinnen in Afghanistan?

Die Marionetten der Islamisten im Parlament? Wenn man den familiären Hintergrund vieler Parlamentarierinnen durchleuchtet findet man oft sehr direkte Kontakte zu den alten Clans, die ihre Interessen über sie weiter verfolgen können. (Aussage Amena Shams, s.u.).

Zum Frauentag 2006 zeigten RAWA-Mitglieder direkt in Kabul in einer Versammlungshalle vor 300 TeilnehmerInnen ein Kabarett-Stück, das den Alltag dieser Parlamentarierinnen beschreibt. Unter anderem wird geschildert, dass einige von ihnen keinerlei Ausbildung haben und keine aktive politische Funktion ausüben. Natürlich kann man das nicht generalisieren, einige fallen sehr

wohl aus der Reihe, wie Malalai Joya und Gulhar Jalal. Beiden wird eine Nähe zu RAWA nachgesagt. Öffentlich bestätigen können sie das nicht. Malalai Joya erhält Morddrohungen und bewegt sich auf der Straße aus Sicherheitsgründen nur mehr unter der Burqa, humanitäre Organisationen sammeln Geld, um ihr gute Leibwächter zu bezahlen.

Für RAWA (in Dari: Jamiat-e Inqalabi Zanan-e Afghanistan) ist Aktivismus ein wesentlicher Teil ihrer politischen Arbeit. Die Revolution (Inkalab) in ihrem Namen zielt darauf ab, dass der Eingriff der Organisation in das Leben afghanischer Frauen revolutionär sein muss. Die Werte von RAWA sind im mitteleuropäischen Kontext klassische demokratisch-humanistische Werte – in Afghanistan sind sie revolutionär. Die Revolution wird auch mit vielen kleinen Taten im Alltag vollzogen. Ein Beispiel ist die Ausbildung von Hebammen, die das Leben der Mütter bei der Geburt retten können. Ein anderes Beispiel ist die Erziehung der Söhne zu Männern, die durch täglichen Umgang mit Frauen von Kindesbeinen an den Respekt vor ihnen lernen.

RAWA – der Medienauftritt

Gleich auf der Eingangsseite der RAWA-Homepage www.rawa.org steht:

RAWA is the oldest political/social organization of Afghan women struggling for peace, freedom, democracy and women's rights in fundamentalism-blighted Afghanistan since 1977.⁵

RAWA wurde in Afghanistan nie offiziell anerkannt. Bedingt durch ihren politischen Aktivismus erhält die Organisation weder von der UNO noch von anderen Regierungen irgend eine Art von Unterstützung. Sie vertritt eine säkulare, antifundamentalistische demokratische und gleichberechtigte Politik, mit besonderer Beachtung der Menschenrechte für Frauen. Ihre Arbeit schließt politische Aktivität, Ausbildung von Frauen (und Männern), Buben und Mädchen, Wirtschaftsprojekte (zur Förderung der ökonomischen Selbständigkeit der Frauen) und humanitäre bzw. medizinische Hilfe mit ein.

Zu den Hauptaufgaben ihrer politischen Tätigkeit zählt eine starke Medienpräsenz. Über die

³ Melody Ermachild Chavis: *Meena, Heroine of Afghanistan*, Verl. St. Martins Griffin, N.Y. 2003.

⁴ www.rawa.org

⁵ RAWA ist die älteste politische/soziale Organisation der

Afghanischen Frauen in ihrem Kampf um Frieden, Freiheit, Demokratie und Frauenrechte im vom Fundamentalismus geschundenen Afghanistan seit 1977.



Die RAWA-Zeitschrift Payam-e-Zan
(Botschaft der Frauen)

zweisprachige (Persisch/Urdu) Zeitschrift Payam-e-Zan soll den afghanischen Frauen eine Stimme gegeben werden, die ihre Rechte und Potenziale in der Öffentlichkeit vertritt und erkämpft. Seit 1996 erscheint sie auch in Englisch, damit tritt RAWA über die regionalen Grenzen hinaus und erreicht eine breite Weltöffentlichkeit. Die Zeitschrift ist in Afghanistan verboten. Jetzt wird sie in Pakistan gedruckt, wo die Mediengesetze etwas liberaler sind.

1996, in einer Zeit, als die Taliban Afghanistan in die Steinzeit zurück führen wollten, setzte RAWA auch einen entscheidenden medientechnologischen Schritt – die Eröffnung der Homepage www.rawa.org. Damit wurde inmitten der Krisenzeit eine Weltöffentlichkeit von 20.000 BesucherInnen (allein im Jahr 1996) erreicht. Tausende E-Mails beschäftigten RAWA-Mitglieder rund um die Uhr mit Anfragen zur Situation afghanischer Frauen, es entstanden Kontakte zur moralischen, wirtschaftlichen und politischen Unterstützung.

Nach wenigen Jahren, nämlich 1999, wurde die Seite bereits von 300 000 BesucherInnen angesehen. Der Bekanntheitsgrad der Organisation drückt sich auch in einem Beitrag der US-Amerikanische TV-Showmasterin Oprah Winfrey aus. Sie sprach in ihrer Sendung über den Widerstand der afghanischen RAWA-Frauen.

⁶ <http://www.rawa.org/zarmeena.htm>

Eine Hinrichtung

Im Frühling 2001 schmuggelte sich eine Frau mit einer Video-Kamera in das Fußballstadion von Kabul, um die öffentliche „Hinrichtung“ von Zarmina vor 30.000 ZuseherInnen durch die Taliban zu filmen. Zarmina, deren Nachnamen für die Täter und auch die meisten Medien ohne Bedeutung war, war angeklagt, ihren gewalttätigen Ehemann getötet zu haben.

Die Kamera-Frau hatte das Gerät unter ihrer Burqa versteckt und filmte den Mord durch ein Loch. Der Film zeigt weder Zarminas Gesicht noch ihren Körper, sondern eine hellblaue Burqa, auf die ein Taliban ein Gewehr richtet. Nach dem Schuss verfärbt sich die Burqa dunkel und beim Fallen werden Zarminas Beine sichtbar. Niemand soll Zarminas Gesicht sehen, niemand darf das Gesicht der Kamera-Frau sehen.

Eine Polizistin, ebenfalls unter der Burqa, deckt die Beine zu, ein Auto fährt vor und viele Männer versammeln sich um die Tote.

Der Film über die Hinrichtung wurde in den Westen geschmuggelt. Er ist der einzige Film über eine öffentliche Frauenhinrichtung, der in Afghanistan gedreht werden konnte. BBC/CNN strahlte ihn als Teil der Dokumentation „Behind the Veil“ am 26. Juni 2001 erstmalig aus.⁶



Video-Aufnahme der öffentlichen „Hinrichtung“
von Zarmina durch die Taliban

Fotos: © RAWA

Foto: © RAWA



Unter der Burqa ist die Frau nicht als Person/Mensch erkennbar

In Europa „stören Burqas die öffentliche Sicherheit“. In Holland wurden sie auf Antrag der Einwanderungsministerin Rita Verdonk von der Regierung vor kurzem verboten.⁷ Für Frau Verdonk ist es für die Sicherheit der Frauen entscheidend, dass sie ihr Gesicht zeigen können. Sie bezieht mit der Entscheidung bewusst Position gegen die fanatischen Strömungen in Holland.

Die Frau wird von den Taliban in den Schleier der Anonymität gehüllt. Nicht allein Zarmina, jede andere hätte unter der Burqa verborgen sein können. Durch die Verhüllung wird die Individualität Zarminas als „der Frau“ aufgehoben. Man braucht sich nicht mit ihr als Person auseinander zu setzen.

Menschen, deren Identität verborgen bleiben soll, vermummen sich. Sichtbarmachen ist Konfrontation. Wenn die AkteurInnen aus der Anonymität heraustreten bzw. herausgeholt werden, muss sich der Zuseher mit dem – *der!* – Gesehenen auseinander setzen. Im Parlament spricht die feministische Parlamentarierin Malalai Joya einen Verbrecher vor der Kamera auf seine Taten an. Das ist ein Moment der Enthüllung. Sie entschleiern ihn. RAWA entschleiern die Täter durch Aufzeigen ihrer Taten in den Medien. Durch Nennen ihrer Namen, ihrer Aufenthaltsorte und Positionen.

Ein Beispiel:

Verhüllt durch eine erkaufte neue Identität bewegen sich die Mörder frei und haben anerkannte Posten inne. Meine Interviewpartnerin, Frau Amena Shams (ein fiktiver Name) war zu einem Vortrag an die Otago University in Neuseeland eingeladen und entdeckte dort den ehemaligen Außenminister und Massenmörder (RAWA) Dr

Najibullah Lafraie, Mitglied der islamistisch-fundamentalistischen „Jamiat-e Islami“ in einer gut dotierten Professorenstelle. Er bezeichnete sich öffentlich als Unterstützer von RAWA. War seine Vergangenheit in Neuseeland unbekannt?

Frau Shams hatte knapp nach dem Zusammenreffen Gelegenheit zu einem Auftritt in einer Live-Sendung in Australien. Vorweg holte man von ihr das Versprechen ein, nicht über Lafraie zu reden, damit die Redaktion keinen Ärger bekomme. Frau Shams sagte zu. Die Sendung begann mit einer Frage über die Wasserqualität in Neuseeland. Shams antwortete mit Lafraie – was zählt ein unter solchen Bedingungen gegebenes Versprechen wenn sich hier eine Chance für Aufklärung bot?

Shams brachte den Fall vor den internationalen Gerichtshof in Den Haag, doch die Medien-Coverage war spärlich. Zu dieser Zeit – Herbst 2005 – waren andere Themen vorrangig. Der Anwalt Lafraies probierte sogar noch, australische Medien zur Herausnahme von Berichten über den Fall aus ihren Nachrichten zu zwingen.⁸

Gewalt

Der Film über die Hinrichtung wurde noch vor 9/11 gedreht. Durch seine Präsentation bei BBC/CNN machte RAWA weltbekannt.

Mit minimalen Mitteln drehen RAWA-Mitglieder Filme und machen Fotos, die die großen Medienunternehmen allein nicht produzieren könnten: Eine Frau filmt Kampfhandlungen – die Kamera unter der Burqa versteckt – mit sicherer Hand geführt folgt die Kamera den schnellen Bewegungen der Kämpfenden. Plötzlich zuckt sie, fängt an zu zittern, immer noch auf die Kämpfenden gerichtet, dann wirbeln Ruinen und Menschen durcheinander. Die Filmerin wurde von einer Kugel getroffen, niemand sucht die Kamera unter ihrer Burqa, sie bleibt liegen, bis RAWA-Mitglieder sie finden und die Kamera in Sicherheit bringen.⁹

Dieser Film ist weniger bekannt, denn die Grausamkeit wird unter der Burqa, hinter der Kamera nicht sichtbar. Der Täter befindet sich nicht vor dem Objektiv.

RAWA entschleiern die Täter auch durch Sichtbarmachen ihrer Taten. Auf ihrer Homepage präsentieren sie eine umfassende Galerie von Bil-

⁷ Dutch government backs burqa ban, BBC, 16.11.2006.

⁸ Interview Amena Shams, April 2006.

⁹ Diese persönliche Mitteilung stammt ebenfalls von Amena

Shams, deren Bruder beim Filmen einen Fuß zur Hälfte verloren hat.

dern, die einen Bezug zwischen den Taten und ihren Tätern herstellen sollen. Über die Tat soll zum Täter hingeführt werden, das Bild der Tat klagt den Täter vor der Öffentlichkeit des Massenmordes, der schweren Menschenrechtsverletzung an.

Human rights tragedy in Afghanistan

WARNING

This should NOT be viewed by anyone who is not emotionally equipped to handle stark and brutal scenes. Please stop now by clicking on these words if you do not want to continue!

CAUTION CAUTION CAUTION

This page contains links to photos which some viewers may find disturbing
To viewers intolerant of gory scenes we advise caution in viewing them

Our apology for publishing such material is...

THIS IS THE REALITY OF LIFE FOR THE PEOPLE OF AFGHANISTAN"

RAWA Photo Gallery

آرشو عکسهای 'راوا'

<http://www.rawa.org/gallery.html>

Zuerst findet sich der Hinweis, dass es sich bei dem Gezeigten um die Menschenrechtstragödie in Afghanistan handelt, dann eine Warnung, dass die folgenden Szenen nicht für emotional nicht belastbare Personen geeignet sind. Und dann eine Entschuldigung für die extreme Brutalität der Bilder: Das sei die Realität im Leben der Afghanischen Bevölkerung.

Unter der Warnung für Zartbesaitete findet sich noch ein anderer interessanter Hinweis:

If you are interested in using our imagery for publication please contact our sole distributor WPN www.worldpicturenews.com or e-mail them your request to info@worldpicturenews.com.

All images are copyrighted and can NOT be used without permission.

Es handelt sich um die Copyrights für die RAWA-Bilder. Sie liegen bei World Picture News: <http://www.worldpicturenews.com>

Diese amerikanische Firma verwaltet auch Bilder der UNO und Familienbilder von Saddam Hussein. Die Copyrights und Erträge aus dem Verkauf liegen bei den Fotografinnen der Bilder. RAWA Mitglieder arbeiten selbst nicht an der Öffentlichkeit. Längst hat auch der Verwaltungsaufwand für ein solches Volumen an Bilddokumenten die Kapazitäten von RAWA überschritten.

Berichterstattung seit 9/11

Der 9. September 2001 brachte enorme Publizität für RAWA. In der im Jänner 2002 herausgegebenen Publikation „RAWA and the World Media“ sind alle seit 1996 (der Gründung der Webseite) in der Weltpresse erschienenen Artikel über RAWA angeführt, über die RAWA informiert wurde. Bis zur Zerstörung des World Trade Center wurden 95 Publikationen gesammelt, in den knapp drei Monaten von 9. September bis Jahresende 2001 sogar um zwei mehr.

Doch 9/11 liegt weit zurück – obwohl die Entschuldigung auf der Bildseite immer noch die gleiche Aussage hat

- (– immer noch werden Frauen in Afghanistan zu Tode gesteinigt
- immer noch werden sie von den Warlords entführt und mehrfach vergewaltigt
- immer noch werden sie von ihren Ehemännern verbrannt (RAWA beschreibt einen Fall von einem siebenjährigen Mädchen!)
- immer noch werden sie von ihrer eigenen Familie an Fremde verkauft)

verschwindet Afghanistan aus den Schlagzeilen. Die Weltmedien berichten mit Rückhalt durch die UNO-Organisationen und die großen NGOs, dass es in Afghanistan eine „gewählte Regierung“ gibt, dass das Land eine Verfassung hat, und dass es Gesetze gibt. Doch diese Gesetze basieren auf dem Islam und sind damit nicht gleichberechtigt für Frauen und Männer. Und ihre Exekution hängt von den Machtverhältnissen ab. Immer noch ist RAWA weder in Afghanistan noch in Pakistan als NGO anerkannt. Die KritikerInnen (auch die männlichen RAWA-Mitglieder, die im feministischen Kampf RAWAs eine entscheidende Rolle spielen!) werden in den Untergrund verbannt – unter den Schleier

gezwungen – und daran gehindert, die Täter öffentlich zu identifizieren.

Auch die Medien werden gewaltsam verschleiert. Ein afghanischer Parlamentsjournalist, der eine Attacke auf Malalai Joya während einer Sitzung mitfilmte, wurde selbst angegriffen und mit dem Tod bedroht. Er musste sich für einige Zeit verstecken.

Allein im letzten Jahr gab es nach Angabe der Afghan Independent Journalists Association vierzig Übergriffe auf die Pressefreiheit in Afghanistan, darunter zwei Morde und mehrere Fälle von Entführung, Misshandlung und Gefangenschaft ohne Verfahren. Vor kurzem äußerte sich die afghanische Journalistengewerkschaft über die rigorose Zensur durch die Regierung.

Im Jahr 2005 – dem „Desaster-Jahr“ – geriet RAWA in ernste finanzielle Schwierigkeiten, weil die Berichterstattung und auch alle Spendenaufrufe sich auf den Tsunami, den Irak-Krieg und das Erdbeben in Pakistan konzentrierten. Weil die Spenden ausblieben, musste ein Spital geschlossen werden.

Shams kritisiert das Vorgehen der internationalen Medien, die sich nach Ansicht RAWAs an den USA und deren Regierungspropaganda orientieren. Die Berichterstattung sei oft nicht korrekt, und neben „heißeren Themen“ würden die Grausamkeiten in Afghanistan ignoriert. Man breitet die Schleier des Vergessens über dieses „Thema“.

Die RAWA Medien zeigen nicht nur Aufdeckung von Verbrechen. Sie zeigen auch Alltag: Ein Netzwerk von über 2000 Mitgliedern fordert über Demonstrationen und Flugblätter Gerechtigkeit ein, betreibt Schulen und Waisenhäuser (Alphabetisierung, Koedukation von Buben und Mädchen, Computer- und Englischkurse), Krankenhäuser und Krankendienste, Schwestern- und Hebammenausbildung (die Frauensterblichkeit bei der Geburt liegt in Afghanistan bei 19 von 1.000 – WHO, Daten aus dem Jahr 2000), Nothilfeaktionen, Unterstützung bei Unternehmensgründungen und Wiederaufbauprogramme. Alle können langfristig und in kleinen Schritten den Frauen in Afghanistan ein besseres Leben ermöglichen.¹⁰

Bettina MÜLLER

Ist ausgebildete Biologin. Nach dem Studium verbrachte sie zwei Jahre zu Studienzwecken über Stadtökologie in der VR China. Nach der Rückkehr wechselte sie zum Journalismus über und arbeitet seit mehreren Jahren freiberuflich bei einem UNO Programm zur nachhaltigen Stadtentwicklung mit. Erste Kontakte zu RAWA knüpfte sie im August 2005, im April 2006 lernte sie Mitglieder, Institutionen und Arbeitsbedingungen der Organisation bei einem Besuch in Pakistan persönlich kennen.

Sie hält sich an einen Leitsatz des Institute for War and Peace Reporting (www.iwpr.net), das u.a. JournalistInnen in Afghanistan aus- und weiterbildet: Journalism is not an academic subject; journalism is best taught out in the field

¹⁰ RAWA – The Voice of the Voiceless, RAWA, Quetta, Pakistan 2004.

Rezensionen

ELISABETH KLAUS: *Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus*. Wien: LIT Verlag 2005, 448 Seiten.

Dieser umfangreiche Band, der nun in einer aktualisierten und korrigierten Neuauflage vorliegt¹, bietet zunächst interessante Einblicke in die Entwicklungen der Frauen- und Geschlechterforschung seit den 1970er Jahren. So wird unser Blick zu den Anfängen der kommunikationswissenschaftlichen Frauenforschung gelenkt, als die ersten Arbeiten zu Frauen im Journalismus und zu massenmedialen Darstellungen von Frauen entstanden. Die Autorin betont dabei, dass die Frauen- und Geschlechterforschung weiterhin eine Randerscheinung innerhalb der kommunikationswissenschaftlichen Disziplin darstellt: „Der Nachweis, dass das Geschlechterverhältnis ein Herrschaftsverhältnis ist, das tief in die Kultur eingegraben ist, (...) markiert den Beginn feministischer Frauenforschung und Wissenschaftskritik. Diese Erkenntnis hat ihre Gültigkeit nicht verloren.“ (S. 44) Zentrale Frage dieses Bandes ist laut Elisabeth Klaus, „welche Bedeutung Frauen als sozial Handelnden und dem Geschlecht als gesellschaftlicher Strukturkategorie und kulturellem Zeichen in den Massenmedien und im Journalismus zukommt“ (S. 35).

Im ersten Teil des Bandes spürt Klaus anhand einschlägiger Werke dem Paradigmenwechsel vom Gleichheits- zum Differenzansatz und schließlich zum, von ihr spezifisch definierten, (De-)Konstruktivismus nach. Unter (De-)Konstruktivismus versteht sie nämlich Ansätze, die von einer grundsätzlichen „Konstruktivität der Genderkategorie“ (S. 19) ausgehen und die Annahme vertreten, die Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht sei überaltert. Die drei Paradigmen kontextualisiert Klaus als „gesellschaftstheoretische Positionen“ (S. 14), wobei sie deren unterschiedliche Subjekt- und Machtkonzeptionen herausarbeitet. So basieren der (subjektbezogene) Gleichheitsansatz und der (strukturbezogene) Differenzansatz auf der Trennung von Subjekt und negativ behafteter Macht. Diese wirkt von außen auf das Subjekt ein, indem sie diesem Rollen zuteilt bzw. dieses unterdrückt. (De-)konstruktivistische Ansätze, die Klaus – wie

bereits erwähnt – unter (De-)Konstruktivismus zusammenfasst, betrachten unterdessen Macht als „durch gesellschaftliche und institutionelle Praxen diskursiv hergestellt“ und weiters als „äußerliche und zugleich den Subjekten innerliche Produktivkraft“ (S. 15). Geschlecht fungiert somit als „Klassifikationssystem“, „Strukturkategorie“ wie auch als Ideologie“ (S. 62).

Obwohl die drei genannten Paradigmen – zu unterschiedlichen Zeiten entstanden – einander widersprechen, betont die Autorin dennoch die Notwendigkeit, alle drei parallel zu verwenden (S. 16). Auf deren Grundlage diskutiert sie wichtige Ergebnisse innerhalb der kommunikationswissenschaftlichen Geschlechterforschung, und zwar von der Medienproduktion, bis hin zur Medienwirkung und -rezeption. Diese drei Ansätze werden dabei miteinander in Beziehung gesetzt, um sich gegenseitig zu ergänzen. Ihr Plädoyer dazu lautet: „Diese Unterschiede sollten (...) als Herausforderung und Stimulus verstanden werden und nicht als ‚veralteter essentialistischer Ansatz‘ auf der einen Seite oder ‚unpolitische und unverständliche Annäherung‘ auf der anderen diskreditiert werden (...)“ (S. 22).

Im Weiteren geht Klaus auf wissenschaftliche Arbeiten zu Journalismus als personell und strukturell männlich dominierter Sphäre, zu Geschlechterbildern in Massenmedien (Zeitungen, Zeitschriften und Rundfunk), zu geschlechtergebundenen Rezeptionsweisen sowie zum Genre „Soap Opera“ ein. Andere Bereiche wie beispielsweise Öffentlichkeitsarbeit, Werbung oder Liebesromane schließt Klaus explizit aus ihrem Werk aus (S. 79 f.).

Als besonders lesenswert erweist sich Klaus' Begriffsarbeit zu Öffentlichkeit und dem darauf aufbauenden Kapitel über „Massenmedien in Umbruchphasen“. Zum einen liefert Klaus eine begriffstheoretische Erklärung zur Bedeutung von Frauenöffentlichkeiten, zum anderen typologisiert sie unterschiedliche Öffentlichkeiten sowie Phasen eines Umbruchs mit Hilfe des Fallbeispiels DDR.

Im zweiten Teil stellt Klaus empirische Arbeiten zu Themen wie Journalistinnen, massenmedialen Geschlechterbildern, Rezeptionsforschung sowie Soap-Operas zusammen. Sie begründet dabei

¹ Er erschien erstmals 1998 im Westdeutschen Verlag in Wiesbaden

nicht, warum sie gerade Soap Operas, ein Untersuchungsgebiet seit den 1970er Jahren, behandelt, aber rasant gewachsene Branchen wie die Pornindustrie oder die neuen Internet-Medien ausblendet. Schließlich bieten diese ein Forschungsmaterial, das um so ertragreicher scheint, je mehr sich die Forschung diesen Untersuchungsbereichen verweigert, gilt es doch, strukturelle Ausschlussmechanismen und die Kluft zwischen weiblichem Nutzungsverhalten und den Darstellungsformen von Frauen abzudecken.

Im dritten und zugleich resümierenden Teil offeriert die Autorin schließlich „Bausteine einer feministischen Medienforschung“. Die Bezeichnung „Journalismusforschung“ wäre fast treffender gewesen, weil es hauptsächlich um die Position von Frauen im vergeschlechtlichten („gendered“) Journalismus geht. Am Beispiel dieses Medienbereichs wird noch einmal die Mehrdimensionalität von Geschlecht aufgelistet (S. 363-364): So dient Geschlecht als „Klassifikationssystem“ unter anderem dazu, „männliche und weibliche Berufsrollen zu definieren, Angebote für Männer und Frauen zu entwerfen“ und somit „Männer und Frauen im Mediensystem“ zu verorten (S. 363). Als „Strukturkategorie“ (ebd.) kann es vergeschlechtlichte Arbeitsweisen, Medieninhalte sowie Rezeptionen bestimmen. Als „Ideologie“ kommt es beispielsweise im Androzentrismus zum Ausdruck (S. 364). Auf diese Mehrdimensionalität führt die Autorin nicht zuletzt produktive Verbindungen zwischen kommunikationswissenschaftlicher Geschlechterforschung und Cultural Studies zurück. Außerdem kritisiert Klaus den Umstand, dass Gender Studies innerhalb der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft bisher nicht die ihnen gebührende Bedeutung erlangt haben – weder inhaltlich noch personell (S. 28). Ihr Band, der auf zahlreiche kommunikationswissenschaftlich relevante Forschungsarbeiten des englischsprachigen Raums verweist, kann diesem Problem zumindest auf der inhaltlichen Ebene entgegenwirken. Damit erweist sich dieses Buch insgesamt als ertragreiches Nachschlagewerk für all jene, die sich folgender Problematik bewusst sind: „Eine Medienforschung ohne Beachtung der Geschlechterkategorie weist nicht nur Lücken, blinde Flecken und Leerstellen auf, sondern hat Schwachstellen und verzichtet auf Möglichkeiten der Erkenntniserweiterung, die die Geschlechterforschung bereitstellt.“ (S. 376)

Silvia Nadjivan

HANS SCHAFRANEK: *Sommerfest mit Preis-schießen*. Wien: Czernin-Verlag 2006, 356 Seiten.

Im Jahr 1 nach dem Gedenken-, Gedanken- oder sonst irgendwie bedenkenswerten Jahr bleibt wieder Zeit zum Denken selbst. Da trifft es sich gut, wenn ein Buch erscheint, das wissenschaftlich akribisch verfasst, sich Ereignissen zuwendet, die in den Jahren der Herrschaft der politischen Ahnen der Gedenkjahrverursacher sich zuge tragen haben.

Die gilt es zwar nicht mit einem runden Jubiläum zu feiern, aber die Erinnerung daran wird gerade in letzter Zeit wieder gerne von den konservativen Kräften im Lande wach gehalten, nicht zuletzt um die Wehrhaftigkeit der goldenen Mitte unserer Gesellschaft gegen alle so genannten totalitären Strömungen demonstrieren zu können, rechte wie linke.

Die Ereignisse, von denen hier die Rede ist und die heute wieder den Mythos des ersten und (innerlich) größten Widerstandskämpfers Österreichs gegen den Nazismus nähren sollen, sind gemeinhin als „Juliputsch 34“ der österreichischen Nationalsozialisten gegen die ständestaatliche Diktatur des Engelbert Dollfuß und seiner Vaterländischen Front in die österreichische Geschichtsschreibung und in die Köpfe der interessierten Bürger dieses Landes eingegangen.

Der österreichische Historiker Hans Schafraneck, dessen Arbeiten zur österreichischen und internationalen Zeitgeschichte bisher vorrangig Themen zur österreichischen Arbeiterbewegung, der Komintern und der Spionagetätigkeiten im Zweiten Weltkrieg behandelten, hat sich nun mit seinem neuesten Band, der – wie im Untertitel vermerkt – unbekanntem Geschichte des NS-Putsches vom Juli 1934 zugewandt. Es erübrigt sich zu betonen, dass Schafraneck nicht in die oben beschriebene Glorifizierung des ehemaligen Ständestaat-Kanzlers und seines Regimes einfällt. Schafraneck geht es in seiner detaillierten Studie, in dem der Kanzler und die unmittelbaren Ereignisse im Kanzleramt am 25. Juli 1934 nur am Rande Erwähnung finden, vor allem um zwei grundlegende Thesen, denen er nachspürt und die er zu beweisen versucht:

Der so genannte „Juliputsch“ der österreichischen Nationalsozialisten (mit deutscher Unterstützung) im Jahr 1934 war der erste Staatsstreich des 20. Jahrhunderts unter Zuhilfenahme moderner Medien (Radio, Funk). Ja, diesen beiden Medien

kam sogar entscheidende Bedeutung bei der Vorbereitung bzw. beim geplanten Ablauf der Erhebung zu. Deren Unzulänglichkeiten haben letztlich zum Scheitern wesentlich beigetragen (wenn sie auch nicht zwingend ausschlaggebend dafür waren).

Entgegen den Annahmen der bisherigen Forschung zu diesem Thema gab es seit Frühjahr 1934 ein geheimes Bündnis, das auf diesen Umsturzversuch hinarbeitete: Eine Allianz aus politischer Leitung der Partei in Österreich, der SS und Teilen der SA-Führung Steiermark, wobei bei Letzteren in erster Linie die ehemaligen Führungskader des Steirischen Heimatschutzes gemeint sind, die zum Nationalsozialismus übergetreten waren, steckte hinter Planung und Ausführung des Aufstandes. Deren Putschvorbereitungen (in die wohl auch zumindest in Teilen die Gauleitung Tirol und der Steirische Landbund eingebunden waren) blieben der SA-Führung weitestgehend, wenn nicht zur Gänze verborgen.

Die beiden rivalisierenden potentiellen Aufstandsformationen waren sich, nicht zuletzt durch die erfolgreiche Nutzung im Rahmen der Propaganda (Rundfunk) oder der raschen Vernetzung von Kadern (Funk) der nationalsozialistischen Bewegung in Deutschland, darin einig, dass ein etwaiger Umsturz in Österreich, sich ebenfalls dieser Hilfsmittel bedienen sollte, um rasch und effizient die notwendigen Maßnahmen und Handlungen setzen zu können, nicht zuletzt um das weit verzweigte Netz von Verschwörern ohne größeren Zeitverlust mobilisieren zu können. War es für die Mannen der SS das Radio, das sie für ihre Zwecke nutzen wollten (Besetzung der nationalen Rundfunkanstalt RAVAG um den tatsächlichen oder vermeintlichen Erfolg des Aufstandsversuches landesweit Kombattanten, Anhängern und der übrigen Bevölkerung zu kommunizieren), so ging es der Führung der SA vor allem darum, die interne Kommunikation durch die Nutzung des Mediums Funk zu beschleunigen, um nicht mehr auf zeitraubende Kuriertätigkeiten angewiesen zu sein.

Gerade hier aber zeigten sich bereits die mit einem solchen Einsatz moderner Kommunikationsmittel verbundenen Probleme. Um die Geheimhaltung von Angriffsplänen und Befehlen für den Ernstfall in Anbetracht einer starken Unterwanderung durch Spitzel des herrschenden Regimes wenigstens einigermaßen gewährleisten zu können, wurde auf das Mittel der Kodierung zurückgegriffen. Für die notwendige Dekodie-

rung aber hatte man verabsäumt ähnlich modern zu operieren. Die physische Lagerung von Dekodierungsschlüssel weitab von Einsatzorten und Befehlszentralen führte einerseits zu Verzögerungen und andererseits erst recht wieder zum alternativen Einsatz regulärer Kuriere. Beides Vorgehensweisen, die wesentlich zum Scheitern der Aufstandsbewegung beigetragen haben. Letzteres nicht zuletzt dadurch, dass einer dieser Kuriere, ausgestattet mit dem zentralen Kodeschlüssel, von den staatlichen Organen abgefangen wurde. Aber auch die noch nicht wirklich ausgeiferte Technik des Funkverkehrs (Stichwort „Funklöcher“) hat das ihrige dazu beigetragen.

Der zweite Aspekt ist von zeitgeschichtlichem Interesse, da bisher in der österreichischen Geschichtsforschung die Ereignisse in der Steiermark und ihre Auswirkungen für die Erhebung im ganzen Land völlig anders eingeschätzt wurden als dies durch Schafranek nun dargelegt wird. Eine Fehleinschätzung, der offensichtlich auch zeitgenössische Beteiligte auf Führungsebene, nämlich die gesamtösterreichische SA-Führung unter Hermann Reschny unterlegen sind. Nach dem offensichtlichen Scheitern des SS-Putsches in Wien, sah diese in der vermeintlich spontanen Erhebung (wider der ursprünglichen SA-internen Befehlslage) die Möglichkeit einen österreichweiten SA-Aufstand als „Volkserhebung“ präsentieren zu können. Nicht zuletzt schien sich hier die Möglichkeit zu bieten, das schwer angeschlagene Ansehen der SA nach den Ereignissen vom 30.6.1934 (Liquidierung der obersten SA-Führung um Ernst Röhm im Deutschen Reich) wieder aufzupolieren und den Status der SA innerhalb der nationalsozialistischen Bewegung wieder zu verbessern.

Ein umfangreicher und in manchen Teilen äußerst interessanter Dokumententeil ergänzt am Ende des Bandes die Darlegungen von Schafranek. In diesen Originalzeugnissen wird einmal mehr die innere Zerstrittenheit der nationalsozialistischen Bewegung in Österreich vor dem „Anschluss“ deutlich spürbar.

Wenn man dieser hervorragenden Studie einen Vorwurf machen muss, dann jenen, potentielle Neueinsteiger in die Materie abzuschrecken und sich ausschließlich an ein eingearbeitetes Fachpublikum zu wenden. Jene müssten, um einen ersten umfassenden Überblick über die damaligen Ereignisse zu erhalten, erst recht auf die früheren einschlägigen Arbeiten von Gerhard Jag-

schitz und Kurt Bauer zurückgreifen, denen Schafranek in seiner bekannt unaufgeregten Art die eine oder andere Unzulänglichkeit nachweist, die aber dennoch wichtige Grundlagen für die Beschäftigung mit diesem Thema bieten.

Dem versierten Leser wissenschaftlicher Literatur wird dieser Band in jedem Fall großen Genuss bereiten, auch wenn die unkonventionelle Gli-

derung in Kurzkapitel mit jeweils anschließendem Anmerkungsverzeichnis gewöhnungsbedürftig erscheint. Vor allem der Aspekt des Einsatzes moderner Kommunikationsmittel bei der Durchführung eines staatlichen Umsturzversuches bietet ein breites Feld der Betätigung für nachahmungshungrige Forschungstätige.

Rudolf Holzer

20 Jahre

medien & zeit

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart



**Sonderheft 2006 zum Jubiläum
20 Jahre *medien & zeit* mit
Register aller Beiträge und
AutorInnen 1986–2005**

Zu beziehen zum Einzelheftpreis
von € 4,80 (exkl. Versand) über

abo@medienundzeit.at

oder

www.medienundzeit.at

herausgegeben vom „Arbeitskreis für Historische Kommunikationsforschung (AHK)“
1180 Wien, Schopenhauerstraße 32, Postfach 442

Jahresabonnement (4 Hefte) für Studierende nur 12,80 € (Normalpreis 17,60 €)!

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

ZN: 02Z033628 M

medien & zeit

A-1180 Wien, Postfach 442

P.b.b.,
Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien

